



Aufenthalt vom 15. bis 25. Juni 1858.

Historisches über den Archipel der Philippinen. — Von Cavite nach Manila. — Der Passgenuß. — Erster Eindruck der Stadt. — Bevölkerung. — Tagalen und Negritos. — Großer Einfluß der Mönche. — Besuch der vier Hauptkirchen. — Bekenntnisse eines Augustinermonchs. — Grammatiken und Wörterbücher der auf Luzon am meisten gesprochenen Idiome. — Vorstellung beim Generalgouverneur der Philippinen. — Denksäule zu Ehren Nagelhaens. — Die „Calzada“. — Hahnenkämpfe. — Siestas Reales. — Bisherige Mangelhaftigkeit im Verkehr mit Europa. — Besuch der Cigarrenfabriken. — Tabakkultur auf Luzon und in der Havana. — Abaca oder Manila-Hanf. — Ausflug nach der Laguna de Bay. — Fahrt auf dem Passgenuße. — Dorf Patero. — Entenzucht. — Vorrichtungen zum Sischfange. — Fahrt auf der Laguna. — Canalstrungs-Projecte. — Ankunft in Los Baños. — Canoe-Fahrt auf dem „bezauberten See“. — Krokodile. — Stiegende Hunde. — Gobernador und Gobernadorcillo. — Kopfsteuer. — Jagd in den Sümpfen von Catamba. — Padre Lorenzo. — Rückkehr nach Manila. — Der „Debele“. — Militärbibliothek. — Civil- und Militärspital. — Kirchliche Professionen. — Ave Maria. — Tagalischer Strohhut. — Condiman. — Irenasyl. — Eine 33jährige Niesenschlange. — Abreise. — Chinesische Pitosen. — Erster Anblick der Küste des Reiches der Mitte. — Camas-Canal. — Ankunft im Hafen von Hongkong.

Luzon oder Manila, die größte und politisch wichtigste Insel des Archipels der Philippinen, ist die einzige Besitzung der spanischen Krone, welche von den Novara-Reisenden während ihrer zahlreichen Kreuz- und Querzüge um die Erde besucht wurde. Nachdem wir bisher zum größten Theile nur mit der anglo-sächsischen Race und ihren Ansiedlungen in Berührung gekommen waren, mußte es von doppeltem Interesse sein, die Colonisations- und Civilisationserfolge des sogenannten romanischen oder lateinischen Völkerzweiges kennen zu lernen und durch persönliche Anschauung sich zu überzeugen, auf welche Weise die Castilier ihren eigenen Vortheil

mit jenem der Inselgruppe und ihrer Bewohner zu vereinbaren verstanden haben. Freilich war die Geschichte der übrigen spanischen Colonien keineswegs geeignet, für die Weisheit und Milde der spanischen Colonialpolitik Bewunderung einzulösen, und von dem politischen und socialen Zustande auf den philippinischen Inseln eine besonders günstige Vorstellung zu geben. Ein Staat, welcher noch zu Anfang dieses Jahrhunderts im vollen Glanze seiner Macht strahlte, der die schönsten und fruchtbarsten Länder der Erde nach mehr als dreihundertjähriger Herrschaft ohne einen Schwertstreich verlor, dessen Regierung durch starres Festhalten an überlebten Formen und Satzungen von der schwindelnden Höhe einer weltbezwingenden Stellung zu einer Macht dritten Ranges herabsank, läßt nicht vermuthen, daß gerade ein Theil seines Organismus sich gesund erhalten habe, daß nicht auch auf den Philippinen jener Krebschaden in den politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen zum Vorschein komme, welcher in so grauenerregend rascher Weise den Zerfall eines der größten und mächtigsten Reiche der Welt herbeiführte. Allein gerade diese Umstände sind es, welche einen Vergleich der, von der anglo-sächsischen Race in fremden Welttheilen gegründeten Colonien mit jenen der Spanier, Portugiesen, Holländer u. s. w. so werthvoll und belehrend machen, wenschon eine gründliche Untersuchung der Ursachen, welche den gegenwärtigen Zustand der meisten von der romanischen Race eroberten und beherrschten Länder hervorgerufen, dem unbefangenen Forscher die allerdings für letztere wenig schmeichelhafte Ueberzeugung aufdringt, daß die Geschichte ganzer Erdtheile einen anderen Gang genommen haben würde, wenn vom Anfange an die anglo-sächsische Race mit dem Principe der Freiheit und der religiösen Toleranz statt der Spanier und Portugiesen, welche Tyrannei und Fanatismus auf ihre Fahne schrieben, diese Länder zuerst entdeckt und davon Besitz ergriffen hätte!

Der Archipel der Philippinen umfaßt jene vielen Inseln und Inselchen, welche sich zwischen dem 5. und 21. Grad nördl. Br. ausdehnen und im Osten durch den nordpazifischen Ocean, im Westen durch das chinesische Meer begrenzt sind. Die ganze Inselgruppe, welche nach spanischen Schriftstellern aus nicht weniger als 408 Eilanden bestehen soll, dehnt sich über 16 Breiten- und 9 Längengrade aus und hat einen Flächenraum von 3950 geographischen Quadratmeilen oder ungefähr die Größe des Königreiches Ungarn mit Croatien und Slavonien. Allein nur zwei Inseln der

ganzen Gruppe sind von größerem Umfange, nämlich Luzon oder Manila, welches ungefähr so groß ist wie Galizien, Mähren und Schlesien zusammengenommen, und Mindanao, das an Flächenraum beiläufig Steiermark mit Kärnthner und Krain gleichkommt.

Wie an Umfang, so ist Luzon auch in Bezug auf Fruchtbarkeit, natürliche Vorzüge und Handelsverkehr die bedeutendste Insel des ganzen Archipels und eines der herrlichsten Eilande der Tropenwelt. Das Klima gestattet das Fortkommen aller Gewächse und Colonialpflanzen der heißen und gemäßigten Zone. An der Küste fällt das Thermometer niemals unter 22° C., noch steigt es über 35° C. Im Gebirgsthale Banjanao, 6000 Fuß über dem Meere und nicht mehr als 36 Meilen von Manila entfernt, zeigt das Thermometer häufig nur 7° C. Der höchste Thermometerstand herrscht während der Regenmonate von Mai bis September;¹ allein man hat uns wiederholt versichert, daß die Hitze in Manila zwar gleichmäßiger über das ganze Jahr vertheilt ist, jedoch niemals jenen Höhegrad erreicht, wie an manchen Sommertagen in Madrid. Die wichtigsten und nützlichsten Pflanzen der tropischen und subtropischen Zone, wie Zucker, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Bananen, Mais, Tabak und Reis gedeihen hier, die kostbarsten Holzgattungen füllen die Wälder, allein die Engherzigkeit der spanischen Colonial-Politik, die zahlreichen Beschränkungen, welche der Handel zu erdulden hat, gestatten nicht jenen großartigen Aufschwung, welchen diese an Naturschätzen überreiche Inselgruppe unter einer freisinnigen Regierung nehmen würde. Die Spanier haben die Inseln erobert und unterjocht, fanatische Mönche haben die Eingeborenen zwangsweise zum Christenthume bekehrt, aber für das Gedeihen und Aufblühen des Landes, für die sittliche und geistige Entwicklung seiner Bewohner ist seit der mehr als dreihundertjährigen Herrschaft der Castilier nur wenig geschehen.

Die philippinischen Inseln wurden durch Magelhaens² und Pigafetta am 17. März 1521 entdeckt, neunundzwanzig Jahre nach der Entdeckung Amerika's durch Columbus und zwei Jahre nach der Eroberung Mexico's durch Ferdinand Cortez. Der religiösen Sitte jener Zeit gehorchend, wurden sie von Magelhaens „El Archipelago de San Lazaro“ genannt, weil der Tag ihrer Entdeckung mit dem Namensfeste jenes Heiligen der katholischen

¹ In Manila beträgt das Minimum des jährlichen Regenfalles 84, das Maximum 102 Zoll

² Zuweilen auch Magellanes geschrieben.

Kirche zusammenfiel. Allein die Entdeckung war noch nicht die Eroberung des Archipels. Vier Expeditionen wurden zu verschiedenen Zeiträumen ausgesendet, ohne daß es gelungen wäre die Eingeborenen zu unterwerfen. Das einzige dadurch erzielte Resultat bestand darin, daß der Führer der im December 1542 unternommenen vierten Expedition, Don Ruiz Lopez de Villalobos, den Heiligennamen des Archipels in den gegenwärtigen umwandelte, und zwar zu Ehren des Prinzen von Asturien, nachherigen König Philipp II.

Erst der fünften, im Jahre 1565, vierundvierzig Jahre nach der Entdeckung des Archipels unternommenen Expedition gelang es die Eroberung zu vollenden. Ihr Führer war Miguel Lopez de Legaspi, ein Mann, welcher an Unternehmungsgeist, Tüchtigkeit und Muth einem Cortez und Pizarro nicht nachstand, und an Humanität beide sogar übertraf. Sein Geschwader bestand aus fünf Schiffen, seine ganze Heeresmacht, Soldaten und Matrosen mit einbegriffen, betrug nur 400 Mann.

Am 21. November 1564 verließ Legaspi Port Natividad in Spanien und kam am 16. Februar 1565 in Sicht des Philippinen-Archipels. Der kühne Seefahrer war von einer Anzahl Augustinermönche begleitet, welche bei der Eroberung des Archipels noch größere Dienste leisteten als seine Soldaten. Das Oberhaupt dieser Mönche, Fray Andres de Urdaneta, ein merkwürdiger Mann, hatte bereits bei der ersten Expedition ein Schiff commandirt und war erst später in den Orden der Augustiner getreten.

Vier Jahre nach der Ankunft auf den Philippinen und nachdem sich bereits die Eingeborenen der fruchtbaren Inseln Cebu und Panay unterworfen hatten, entdeckte Legaspi erst Luzon und gründete daselbst um das Jahr 1571 die Stadt Manila. Seit dieser ersten Eroberung blieben indeß die Spanier keineswegs im unangefochtenen Besitze dieser reizenden Inselgruppe. Nicht nur Portugiesen und Holländer bemühten sich zu verschiedenen Malen die Spanier aus dem Archipel zu vertreiben, auch die Engländer unternahmen im Jahre 1762 während des siebenjährigen Krieges eine Invasion desselben.¹

¹ Der Angriff geschah von Madras aus mit einer Macht von 2300 Mann; der maritime Theil der Expedition bestand aus 13 Kriegs- und Transportschiffen. Die Engländer landeten ohne Widerstand, belagerten Manila, stürmten und nahmen die Stadt zehn Tage nach ihrer Ankunft. Die Citadelle capitulirte; der Gouverneur, ein Erzbischof, verpflichtete sich, eine Brandschatzung von vier Millionen barter Dollars zu bezahlen, um die Stadt vor Plünderung zu schützen. Von den Spaniern auf den Philippinen wird jene Expedition noch immer als ein höchst abenteuerliches Unternehmen angesehen,

Die Eroberung erstreckte sich jedoch nicht weiter landeinwärts als zehn Meilen von den Mauern der Stadt, und nach einer Besetzung von zehn Monaten wurde Manila durch den Frieden von Paris wieder an die Krone von Castilien zurückgegeben. Seit jener denkwürdigen Epoche ist die Inselgruppe ungestört unter der Herrschaft der Spanier geblieben und hat sich bisher dem castilischen Königshause treu und anhänglich bewiesen. In der That sind die Philippinen und Mariannen nebst Cuba und Porto Rico in Westindien die einzigen Colonien, welche Spanien von seinem einst so ausgedehnten Länderbesitze in fremden Welttheilen noch erübrigt, obgleich es dormalen auch in Manila, wie aus späteren Mittheilungen hervorgehen wird, trotz ihres Beinamens der „Siempre real ciudad“ an Mißvergnügten nicht fehlt und die herrschende, scheinbar loyale Stille manche ernste Gefahr für das spanische Scepter birgt.

Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit der Naturverhältnisse Luzons¹ ist ihre deutlich ausgesprochene Theilung in zwei Halbinseln, in eine nördliche, welche den Hauptkörper umfaßt, und in eine südliche, schmälere Insel; die erstere von den Spaniern Luzon, die letztere Camarinas genannt. Die Länge des ganzen Eilandes beträgt, seine zahlreichen Krümmungen mitgerechnet, 550, die größte Breite 135 Meilen, aber an mehreren Theilen übersteigt die letztere nicht 30 Meilen. Der Isthmus von Tayabas, welcher die beiden Halbinseln verbindet, ist ungefähr 50 Meilen lang und wechselt zwischen 10 und 12 Meilen in der Breite. Die Gebirgskette der Montes Caraballos durchzieht Luzon von Norden nach Süden und sendet nach verschiedenen Richtungen Zweige aus, welche der ganzen Insel einen entschiedenen gebirgigen Charakter verleihen.

Die Spanier theilen Luzon in drei große Sectionen: Costa, Contra Costa und Centro, Bezeichnungen, welche mit westliche Seite, östliche Seite und Inneres der Insel gleichbedeutend sind und noch von jener Zeit

das keineswegs beirug die nationalen Antipathien gegen das Volk der Engländer zu vermindern. Nach den Eroberungszügen, welche wir in den letzten Jahren im rechtsstaatlichen Europa von civilisirten Nationen erlebt, erscheint jene Invasion feindlicher Kriegeß freilich in einem ganz anderen Lichte.

¹ Spanische Schriftsteller über die Philippinen wollen diesen Namen von „Losong“ ableiten, was in der Sprache der Eingeborenen den hölzernen Mörser bezeichnet, in welchem der Reis, das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, enthülset und zerstoßen wird. Die ersten Fremden, welche nach der Insel kamen und in jeder Hütte dieses eigenthümliche, schwerfällige Geräth fanden, bezeichneten das neuentdeckte Eiland als „isla de los Losenes“ (die Insel der hölzernen Mörser), woraus sich im Laufe der Zeit der Name Luzon gebildet haben soll.

herstammen, wo diese verschiedenen Theile nach einander der spanischen Herrschaft unterthänig gemacht wurden. Die neueste Eintheilung ist in 35 Provinzen und 12 Districte.

Manila, die Hauptstadt Luzons so wie des ganzen Archipels, die älteste europäische Niederlassung in diesem Theile der Erde, liegt an der Mündung des schmalen aber ziemlich reißenden Pasigflusses, welcher nach einem Laufe von ungefähr 30 Meilen die Gewässer des großen Bai-See's (Laguna de Bay) dem Meere zuführt. Durch einen nicht sehr glücklich angelegten Damm bildet der Pasig gerade an seinem Ausflusse eine Barre, wodurch das Einlaufen mit Booten bei ungünstigem Wetter sehr gefährlich wird. Schiffe können indeß bis auf $1\frac{1}{2}$ Meilen von der mit einer gewaltigen Festungsmauer umgebenen Stadt ankern, welche, für eine einheimische Macht uneinnehmbar, gleichwohl wehrlos gegen eine europäische ist, die sich ihr von der Seeseite nähert.

Die Mitglieder der Expedition fuhren von Cavite aus, wo die Fregatte vor Anker blieb, in einem kleinen, täglich mit Manila verkehrenden Dampfer nach der Hauptstadt, welche von ferne gesehen mit ihren düstern, hohen, schwerfälligen Festungswällen und ihren dichtgedrängten Klosterbauten und Kirchtürmen auf den Fremden weit mehr den Eindruck einer großen katholischen Mission, als den eines Handelsplatzes macht. Auf der Rhede lagen nicht mehr als 16 Kauffahrer, während wir in Singapore 165 zählten, ein Mißverhältniß, welches bei der günstigen Lage und dem Reichtume Manila's an werthvollen Producten nur durch den Druck politischer und administrativer Maßregeln erklärt werden kann, der wie ein Alp auf Handel und Verkehr lastet.

Wenn man den bei der Einfahrt ungefähr 300 Fuß breiten Fluß hinaufrudert, so wird man in der Nähe des Leuchtturmes vor allem einer dichten Masse schmutziger dürftiger Bambushütten gewahr, welche, von dem ärmsten Theile der Bevölkerung bewohnt, das Unfreundliche, Traurige des ersten Eindruckes noch vermehren. Man landet in der Nähe des Hafenamtes, und muß ein unsauberes Stadtviertel voll niederer, unansehnlicher Hütten durchwandern, um nach dem Brennpunkte des öffentlichen Verkehrs zu gelangen.

Der Pasigfluß scheidet das eigentliche Manila von der Schwesterstadt Binondo. Zwei stattliche Brücken, eine alterthümliche steinerne und eine



Einfahrt in den Pasig-Fluss in Manila.

moderne, großartige Hängebrücke, verbinden diese beiden Städte. Manila, am südlichen oder linken Ufer gelegen, mit Festungsmauern und Gräben ringsum eingeschlossen, trägt ganz den Charakter einer altspanischen Stadt. Sie besteht aus acht geraden, schmalen Straßen, welche in einer Richtung hinlaufen. Innerhalb derselben befinden sich alle öffentlichen Gebäude, die Paläste des Generalgouverneurs und des Erzbischofs, die Municipalität, der oberste Gerichtshof, die Kathedrale, das Arsenal, die Casernen. Eine



Eingeborene Tuzons.

ernste Stille herrscht in den engen, mit Gras bewachsenen Straßen, zwischen den schwarzen Steinmassen, von denen mindestens ein Drittel Eigenthum der Kirche ist. Nichts zeugt von frischem Leben und freundlichem Fortschritt, und der neuangelegte, bunte, heitere Blumengarten auf dem Platze vor der Kathedrale nimmt sich aus, wie ein einsames, lachendes Genrebild mitten unter ernstern, düstern, historischen Gemälden, welche von einstiger Macht und Größe erzählen. Innerhalb der Mauern dieser traurigen Stadt dürfen

blos Spanier und ihre Abkömmlinge wohnen, alle anderen Erdenkinder sind von diesem Vorrechte ausgeschlossen. Die Zahl der Einwohner der Festung dürfte sich indeß kaum auf 10.000 Seelen belaufen.

Das am nördlichen oder rechten Flußufer gelegene Binondo ist dagegen die eigentliche Handels- und Geschäftsstadt. Hier wohnen Europäer, Chinesen und Malayen und ihre zahllosen Mischlinge, zusammen wohl über 140.000 Seelen, in friedlichster Eintracht unter und neben einander; hier befinden sich alle Magazine, Verkaufsläden und Fabriken, hier wogt eine bunte fröhliche Menge von frühem Morgen bis spät Abends geschäftig durch die Straßen, von welcher namentlich die Escolta die besuchteste und zugleich die ansehnlichste und eleganteste ist. Die Häuser sind der zeitweisen Erdbeben wegen gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch, haben große Höfe und meistens auf dem Dache eine Art Terrasse. Das Innere der Wohnungen erscheint dadurch doppelt geräumig, daß sich in den einzelnen Bestandtheilen nur sehr wenige Einrichtungsstücke, oft nur eine Anzahl an die Wände gerückter Stühle befinden. Die auffallendste Erscheinung an den Häusern aber sind die Fenster, deren Scheiben nicht aus Glas, sondern aus den abgeschliffenen Schalen einer Austerart (*Placuna placenta*) bestehen. Das matte Licht derselben wirkt äußerst wohlthätig und dabei erweisen sich diese Muscheln billiger und dauerhafter als Glastafeln, welche in einem nicht selten von Erdbeben und Stürmen heimgesuchten Lande häufig mit großen Kosten neu ersetzt werden müßten. Die Straßen sind ziemlich enge, so daß die, zu beiden Seiten von den Verkehrsäden ausgespannten leinwandenen Sonnenseile über die ganze Straße reichen, und den Fußgängern die große Annehmlichkeit gestatten, selbst in den sonnigsten Stunden des Tages fast durch ganz Binondo im Schatten wandeln zu können.

Comfort findet der Fremde in Manila nur in den Häusern der daselbst angehörenden Europäer, für Geld vermag er sich's nicht zu verschaffen. Die beiden, seit kurzem erst bestehenden Hôtels entsprechen ungeachtet californischer Preise nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen und stehen, was Reinlichkeit und Ordnung betrifft, weit hinter der schlechtesten Dorfschenke in Nordamerika oder in einer britischen Colonie zurück.¹

¹ Eines dieser Gasthäuser, das Hôtel français, wurde zur Zeit unseres Besuchs von einem Franzosen Namens Dubosse gehalten, einem Manne voll abenteuerlicher Reizungen, der sich später der französischen Armee in China als Intendant anschloß und eines jener Opfer wurde, welche, im

Trotz den verschiedenen Racen, welchen das Auge des fremden Besuchers daselbst begegnet, hat Manila doch mehr wie irgend eine andere Ansiedlung in Indien das Aussehen einer europäischen Stadt. Man merkt, daß hier sich die Ansiedler am meisten mit den Eingeborenen vermischt, und die Letztern mit der Religion auch einen guten Theil europäischer Sitten angenommen haben.

Unter der, aus den buntesten Racen bestehenden Bevölkerung Manila's sind es hauptsächlich die Tagalen oder Tagalogs, auf deren Boden die Spanier ihre erste Niederlassung gründeten, welche in der Hauptstadt vorherrschen. Das Dunkel ihres Ursprungs ist noch immer nicht ganz gelichtet, obgleich einige ältere geistliche Schriftsteller auf Borneo und anderen Inseln des Sunda-Archipels eine Spur ihrer Abstammung zu finden glaubten. Dieselben werden in dieser Annahme durch die Thatfache bestärkt, daß sich in den cultivirtesten Sprachen und Dialekten der Tagalen eine auffallend große Anzahl malayischer und javanischer Wörter vorfindet. Die meisten Culturpflanzen, wie Reis, Zuckerrohr, Yamswurzel, Indigo, Kokospalme, so wie alle Hausthiere, viele Metalle, und sogar die Zahlen, wenngleich vielfach corruptirt, werden mit malayischen Namen bezeichnet. Dabei ist auf Luzon die Sage vielfach verbreitet, die Spanier hätten bei ihrer ersten Ankunft im Archipel Beamte aus Borneo getroffen, welche für dortige Rajahs Steuern und Tribute einhoben.

Den Tagalen an Zahl zunächst stehen die Chinesen mit ihren Sprößlingen, und auf diese erst folgen die Spanier, und ihre im Lande geborenen Nachkommen, welche zusammen kaum 5000 Seelen oder $\frac{1}{28}$ der Gesamtbevölkerung der Hauptstadt betragen. Vollblut-Spanier sollen gar nur 300 in Manila anässig sein.¹

Außer den Tagalen giebt es im Archipel noch einen andern Volksstamm, die Negritos, welche bloß in den Bergen der Inseln Luzon, Negros, Panah,

September 1860 in der Nähe von Peking durch Sankolisin's Soldaten gefangen, einen so schauervollen Tod erdulden mußten. — Das zweite Gasthaus, „Hôtel Fernando“, von einem Nordamerikaner geleitet, ist noch unreinlicher und lärmender, indem es, dicht am Hafen gelegen, den Schiffscapitänen als Versammlungsort dient. In beiden kann man nicht unter 4—5 spanischen Piastern oder ungefähr 1 Pfund Sterling täglich leben, ein Betrag, der selbst in englischen Hôtels schon zu gewissen Anforderungen von Eleganz und Comfort berechtigt.

¹ Der Fremdenführer in den Philippinen (Guia de Forasteros) für das Jahr 1859 giebt die Namen von 61 spanischen, in Manila etablirten Handelshäusern an. Außerdem befinden sich in der Hauptstadt der Philippinen 7 englische, 3 nordamerikanische, 2 französische, 2 schweizerische und 1 deutsche Handelsfirmen.

Mindoro und Mindanao hausen und auf ungefähr 25.000 Seelen geschätzt werden. Diese Negritos del monte oder Negrillos, auch Meta, Mita, Ita, Unapta und Igorote genannt, sind in Bezug auf ihre physischen Formen kleiner als ihre afrikanischen Stammverwandten. Die Negerzüge sind bei ihnen minder deutlich ausgedrückt, ihre Haut- und Gesichtsfarbe ist weniger schwarz. Ältere spanische Autoren nennen sie daher: „menos negro y menos feo“ (weniger schwarz und weniger häßlich). Wegen ihrer kleinen Gestalt, welche durchschnittlich nicht über 4 Fuß 8 Zoll betragen soll, wurde ihnen der Namen Negritos (Negerchen) beigelegt. Sie werden in spanischen Werken über die Philippinen als ein auf der niedersten Stufe der Menschheit stehender Volksstamm, ohne feste Wohnsitz, ohne bestimmten Erwerb geschildert, bloß von Wurzeln, Früchten und von Wild lebend, das ihnen der Pfeil, ihre einzige Waffe, liefert. Durch die Freundlichkeit des Herrn Grahame wurde unsere Neugierde, ein Individuum des seltsamen Volksstammes der Negrillos zu sehen, befriedigt. Es war ein zwölf- bis vierzehnjähriges Mädchen von zwerghaftiger Gestalt, mit wollichem Kopshaar, breiten Nasenflügeln, aber ohne die schwarze Hautfarbe und die aufgeworfenen großen Lippen, welche im Allgemeinen für den Negertypus so charakteristisch sind. Das sonst wohlgestaltete, ebenmäßig gebaute Mädchen wurde im Hause eines Spaniers erzogen, der es wahrscheinlich für ein frommes Werk ansah, diese Seele dem Heidenthume entrisen zu haben. Die arme Negrilla verstand leider bloß ihre Muttersprache und etwas tagalisch, so daß wir uns nur wenig verständlich machen konnten. — Die Annahme, daß die Negrillos ein völlig verschiedener, den Papuas sich nähernder Volksstamm seien, erscheint übrigens noch immer ziemlich problematisch. Man ist bisher noch viel zu wenig in der Lage gewesen, mit den, in den unzugänglichsten Theilen der Insel hausenden Stämmen zu verkehren, um ein richtiges Urtheil darüber abgeben zu können. Es ist nicht minder wahrscheinlich, daß die Negritos oder Negrillos im nämlichen Verhältnisse zu den Küstenbewohnern stehen, wie die Buschmänner zu den Hottentotten, die Weddahs zu den Singhalesen oder die Waldmenschen auf Sambelong zu den übrigen Nikobaren.

Das spanische Idiom dient nur in Manila und seiner Umgebung als Umgangssprache; wenige Meilen landeinwärts, selbst in Ortschaften, welche einen fast täglichen Verkehr mit Manila unterhalten, wird nur mehr tagalisch gesprochen. Das Tagalische wird dormalen ausschließlich mit römischen

Buchstaben geschrieben und gedruckt. Es ist uns in Manila weder ein Buch noch ein Manuscript zu Gesicht gekommen, welches in den antiken Schriftzeichen verfaßt gewesen wäre. Selbst die ältesten Druckwerke, so z. B. eine im Jahre 1610 in Manila erschienene Grammatik der tagalischen Sprache, enthält nur mehr einige Proben des einheimischen Alphabets, während über dessen ursprüngliche Anordnung so wie über die Bezeichnung der Zahlen in früherer Zeit die größte Ungewißheit herrscht. Das ganze Alphabet, welches, die drei Selbstlauter mitgerechnet, siebenzehn Buchstaben zählte, bestand aus den folgenden Schriftzeichen:

Vocale:

⓪ = a ⓧ = e und i 3 = o und u.

Consonante:

| | | | | | | | | | |
|----|----|----------|----|-----|----|----|----|----|----------|
| ⓪ | ⓧ | ⓪ | 3 | ⓧ | ⓪ | ⓧ | ⓪ | ⓧ | ⓪ |
| ba | ca | da u. ra | ga | nga | ha | la | ma | na | pa u. fa |
| | | | ⓧ | ⓪ | ⓪ | ⓪ | | | |
| | | | sa | ta | va | ya | | | |

Ein Punkt über der Bezeichnung verändert den Vocallaut a des Consonanten in e und i:

| | | | | | | | | | |
|----|----|----------|----|-----|----|----|----|----|----------|
| be | ke | de u. re | ge | nge | he | le | me | ne | pe u. fe |
| ⓪ | ⓧ | ⓪ | 3 | ⓧ | ⓪ | ⓧ | ⓪ | ⓧ | ⓪ |
| bi | ki | di u. ri | gi | ngi | hi | li | mi | ni | pi u. fi |
| | | | se | te | ve | ye | | | |
| | | | ⓧ | ⓪ | ⓪ | ⓪ | | | |
| | | | si | ti | vi | yi | | | |

Ein Punkt unterhalb verändert das a in o und u:

| | | | | | | | | | |
|----|----|----------|----|-----|----|-----|----|----|----------|
| bo | co | do u. ro | go | ngo | ho | lo | mo | no | po u. fo |
| ⓪ | ⓧ | ⓪ | 3 | ⓧ | ⓪ | ⓧ | ⓪ | ⓧ | ⓪ |
| bu | cu | du u. ru | gu | ngu | hu | lu | mu | nu | pu u. fu |
| | | | so | to | vo | yo | | | |
| | | | ⓧ | ⓪ | ⓪ | ⓪ | | | |
| | | | su | tu | vu | yu. | | | |

Aus den mitgetheilten Zeichen geht hervor, daß e und i, o und u, so wie da und ra, pa und fa eine und dieselbe Bezeichnungsart hatten.¹ — Außer

¹ Wir entlehnen dieses Alphabet dem werthvollen Werke des Freiherrn v. Hügel: „Der stille Ocean und die spanischen Besitzungen im ostindischen Archipel“ (Wien, aus der k. k. Staatsdruckerei 1860), und glauben, der Leser wird dies um so wohlwollender aufnehmen, als Baron Hügel's interessantes

dem Tagalischen werden auf Luzon von den civilisirten Volksstämmen noch fünf verschiedene Idiome gesprochen, nämlich: Bisaya, Pangasinana (gleichbedeutend mit Ilocano), Ibanac (gleichbedeutend mit Cagayana), Bicol und Pampanya.

Die Tagalen sind ein kleiner Menschenschlag, von hellgelber Hautfarbe, und besitzen trotz ihren breiten, flachen Nasen und dicken Lippen kein unangenehmes Aeußeres. Ihre Hände und Füße sind, wie überhaupt bei der malajischen Race, zierlich und klein. Ihr Kopfhaar ist struppig, straff, schwarz; der Bart sehr spärlich. Sie bedecken ihren Körper alle mehr oder minder mit europäischen Kleidungsstücken, obschon die Art und Weise, wie sie sich deren bedienen, höchst eigenthümlich und befremdend ist. Nicht nur die Volksclasse und die Diener tragen das Hemd steif gebügelt, gleichsam als Rock über das Beinkleid, auch der tagalische Dandy stolzirt in seinen Lackstiefeln, weißer Hose, den Pariser Seidenhut etwas schief auf den Kopf gedrückt, in einem schön in Falten gelegten, blendend weißen Hemde mit Cigaritto und zierlichem Spazierstöckchen durch die Straßen von Manila. Die Frauen tragen, ähnlich wie die Savaninnen den Sarong, einen buntfarbigen, gestreiften Baumwollenzeug um die Lenden gewickelt, und ein eng anliegendes ganz kurzes Täckchen, so daß zwischen diesem und dem Rocke zollbreit der nackte Oberkörper zum Vorschein kommt, während der feine durchsichtige Fasernstoff, aus dem das Täckchen verfertigt ist, weit mehr Reize zeigt als verhüllt. Diese nichts weniger als sittliche Tracht ist um so überraschender, als die verschiedenen Mönchsorden in allen anderen Dingen eine wahrhaft despotische Controle über die Eingeborenen ausüben, und es weit mehr ihrem Einflusse als jenem der weltlichen Autoritäten zugeschrieben werden muß, wenn sich Sprache, Sitten und Gebräuche des alten Castiliens in so ausgedehnter Weise auf den Philippinen eingebürgert haben. Indes scheint es unrichtig, diese Inselgruppe, wie dies von modernen Reiseführern geschieht, wegen des hervorragenden Einflusses des spanischen Elementes mit einer Provinz Spaniens vergleichen zu wollen, im Gegensatz zu den Colonien anderer Nationen, wo die Europäer von den Eingeborenen immer nur als Herren eines eroberten Landes betrachtet werden. Uns scheinen die Engländer in Indien, auf Ceylon, in Australien und Neu-Seeland,

die Holländer auf Java doch fester und sicherer zu stehen, als die Spanier im Philippinen-Archipel trotz dieser äußerlichen Vermischung. Wie wenig bei gewaltigen Ereignissen eine Amalgamirung in Sprache und Sitten den Ausschlag giebt, beweist am deutlichsten der plötzliche Abfall Mittel- und Südamerika's von der spanischen Herrschaft, obgleich in manchem jener Länder der größte Theil der Bevölkerung nur spanisch spricht und eben so spanische Sitte und Gebräuche sich völlig angeeignet hat. Viel richtiger scheint uns die Bemerkung, daß weniger das spanische Schwert, als das spanische Kreuz die Philippinen an die Krone von Castilien gebracht habe und die Eingeborenen wohl spanische Christen, nicht aber auch spanische Unterthanen geworden seien. Der ganze Archipel ist nichts weiter als eine reiche Pfründe, das sichere Asyl für die Legion spanischer Mönche, welche hier noch mit ungebrochener Macht zu herrschen und zu gebieten vermögen. Es giebt nur so lange einen Generalgouverneur der Philippinen, als es den Augustinern, Dominicanern und Franciscanern beliebt, und bricht einmal im Archipel ein Aufstand aus, der das spanische Joch abzuschütteln beabsichtigt, so dürfte so manche Mönchskutte an der Spitze der Bewegung erblickt werden.

In einem Lande, wo die Klöster und ihre Bewohner auf alle Verhältnisse des Lebens so maßgebend wirken, und der Stadt sowohl wie dem ganzen Archipel einen ganz eigenthümlichen Charakter verleihen, verdienen diese religiösen Institute und ihre glaubenseifrigen Bevölkerer eine besondere Beachtung, und den Leser wird es daher gewiß nicht überraschen, wenn wir unsern Besuch in der Hauptstadt der Philippinen mit einer Schilderung ihrer Klöster beginnen. Leider sind dieselben in Manila nicht, wie einst im Mittelalter, die Pflanzstätten der Cultur und Civilisation, der Wissenschaft und Kunst, sondern machen weit mehr den Eindruck von großartigen Versorgungsanstalten lebensmüder Seelen, welche in stiller, sorgloser Beschaulichkeit ihr Tagewerk zu vollenden wünschen.

Die vier Mönchsorden, in deren Händen das geistliche und ein großer Theil des zeitigen Wohles der Bewohner der Philippinen ruht, sind:

Die Augustiner (Agustinos calzados), die Franciscaner, Dominicaner und Barfüßer-Augustiner (Agustinos descalzados oder Recoletos).

Das Kloster der Barfüßer-Augustiner, dicht am Festungswall gelegen, besteht aus zahlreichen, weitläufigen Bauten, von denen einzelne bereits im

siebzehnten Jahrhundert begonnen wurden. Alles erinnert an einstige Größe und Herrlichkeit. Vom Billard- und Unterhaltungssaal im ersten Stockwerk aus ergötzt sich das Auge an einer zauberhaften Aussicht über die Bai von Manila und die Berge der Umgebung. Wie wohlthig muß es sein, sich in diesen luftigen Hallen des Abends mit Gleichgesinnten zusammen zu finden, und, angefächelt von der kühlenden Seebrise, die Gedanken weit über die Bucht von Manila hinausschweifen zu lassen! Für wie manche Entbehrung muß ein so herrlicher Genuß den meditirenden Klosterbruder entschädigen! Daß aber in diesen Räumen nicht bloß geistliche Gespräche geführt werden,



Mönche auf Luzon.

beweisen die Auslassungen einiger Mönche, welche uns in den verschiedenen Gängen und Gemächern herumsführten, und noch immer für eine Carlistenherrschaft und bessere Zeiten für das Mönchthum schwärmten. Auf unsere Bemerkung, daß sich die Klöster in Manila von Seite der weltlichen Behörden weit wärmerer Unterstützung als in Spanien oder auf Cuba erfreuen, erwiederte der uns begleitende Augustiner, eine hohe, schöne, kräftige Gestalt in einem schlichten Ordenskleide: „Die Regierung weiß, daß sie uns braucht, daß sie ohne uns nicht bestehen kann, darum läßt sie uns in Ruhe

und legt uns keine Schwierigkeiten in den Weg wie in Spanien¹.¹ Und der Augustiner hatte Recht. Im Momente wo die Mönche wollen, hat Spanien auf den Philippinen zu herrschen aufgehört. Die geistliche Macht steht über der weltlichen, nicht umgekehrt, und das ist das größte Unglück für die Entwicklung des Landes und den geistigen Fortschritt.

Die Augustiner sind unter den verschiedenen auf Manila lebenden Ordensbrüdern die unterrichtetsten. Sie haben mehr wie die anderen Orden die Sprachen der eingeborenen Volksstämme zu ihrem Studium gemacht. Das einzige botanische Werk, welches jemals in spanischer Sprache über diesen naturwissenschaftlich so interessanten Archipel veröffentlicht wurde, die Flora de las Filipinas, hat einen Augustinermönch, den Fray Manuel Blanco, zum Verfasser.²

Die Zahl der zur Zeit unseres Besuches im Kloster zu Manila lebenden Mönche betrug 48, doch vermögen dessen Räumlichkeiten dreifach so viele zu beherbergen. Im Ganzen besitzt der Augustinerorden 58 Klöster und Pfarreien auf Luzon, welche sich von einem Ende der Insel zum andern ausdehnen. Im Archipel leben 143 Augustinermönche, deren Wirksamkeit sich über 14 Provinzen und 153 Dorfschaften mit zusammen 1,615.051 Seelen erstreckt.³

Das Kloster der Dominicaner ist besonders reinlich und wohl erhalten, und seine weiten großen Räume machen weniger den Eindruck des Verfalls und irdischer Sorglosigkeit, als die übrigen Klosterbauten. Auch hier gewähren lichte, hohe Säle im obern Stockwerk eine wundervolle Fernsicht. Der

¹ Diese Ansicht des Augustinermönches steht nicht vereinzelt da. Ein eben so berühmter als gewissenhafter österreichischer Reisender, Freiherr v. Hügel, veröffentlicht in seinem bereits erwähnten Tagebuche folgende merkwürdige Aeußerung eines Klosterbruders in Manila: „Die philippinischen Inseln gehören uns Augustinermönchen; in Manila mag sich Don Pasquale (der damalige Gouverneur) oder ein Anderer brüsten und groß thun, im Innern sind wir Herren. Sage mir wohin du gehen willst, alle Wege stehen dir offen. . . Polizei im Innern? Es ist wahrlich zum Lachen! als ob so etwas bestehe, und jenen Beamten wünschte ich zu kennen, der es wagen würde, sich auch nur die Frage zu erlauben, wer derjenige sei, der unter dem Schutze unseres Ordens steht? — Willst du den Mayaj-jay, den höchsten Berg im Innern besteigen? ein Augustiner wird dich hinauf begleiten; willst du von der Lagune eine Reise nach dem stillen Ocean unternehmen? ein Augustiner wird dir zum Führer dienen; hegst du den Wunsch, die Heiden in Slocos im Norden Manila's zu besuchen, oder den großen Fluß Lanatin hinabzufahren? ein Augustiner wird für dich Alles veranstalten. Sprich, was willst du?“ —

² Fray Manuel Blanco, dessen lebensgroßes, aber mit wenig künstlerischem Geschmaek ausgeführtes Bildniß einen der Klostergänge ziert, wurde am 24. November 1778 zu Navianos in der Provinz Zamora geboren und starb im Convent zu Manila am 1. April 1845.

³ Von diesen waren im Jahre 1857 an 373.569 tributpflichtig. Im nämlichen Zeitraume wurden 85.629 Seelen getauft, 16.768 getraut, 49.999 kirchlich begraben.

Prior Padre Bellinchon empfing die österreichischen Reisenden mit großer Zuborkommenheit, und führte sie persönlich in allen Räumen des sehr ausgedehnten Gebäudes herum. Er sprach ziemlich geläufig lateinisch, ohne den störenden spanischen Accent, hatte auch einige Kenntnisse im Französischen und war mit den europäischen Verhältnissen etwas besser als seine geistlichen Mitbrüder vertraut. Die Bibliothek des Ordens befindet sich nicht im Convent, sondern im Gebäude der ebenfalls von Dominicanern geleiteten Universität von St. Thomas, ist aber, was sowohl Zahl der Werke als deren wissenschaftlichen Werth betrifft, unbedeutend.

Die geistliche Jurisdiction der Dominicaner umfaßt 8 Provinzen des Archipels und zwar 76 Dörfer mit zusammen 427.593 Seelen, deren geistliche Pflege der Sorge von 76 Ordensbrüdern anvertraut ist.¹

Ein Dominicaner Fray Joaquin Fonseca steht an der Spitze der permanenten Commission für Büchercensur, welche im Ganzen aus neun Mitgliedern besteht, von denen fünf die Regierung und vier der Erzbischof von Manila ernennt.² Wir hatten das Vergnügen Fray Joaquin Fonseca, welcher zugleich die Stelle eines Professors der Theologie an der Universität bekleidet, persönlich kennen zu lernen und von demselben mit dem Fragmente eines von ihm verfaßten Epos in spanischer Sprache beschenkt zu werden, welches die Geschichte der Insel Luzon und ihrer Bewohner zum Gegenstande hat.³ Wir werden dieses interessante Bruchstück eines zur Zeit wohl schon vollendeten Heldengedichtes an einer andern Stelle in deutscher Uebersetzung mittheilen.

Beim Scheiden aus dem Dominicanerkloster verehrte dessen würdiger Prior den Novara-Reisenden zur Erinnerung an ihren Besuch ein Exemplar von Dante's göttlicher Komödie im Originaltext, und ein Wörterbuch des Ibanac, eines der auf dem Archipel am häufigsten gesprochenen Idiome.

Das Kloster der Franciscaner bietet kein anderes Interesse, als daß es Zeugniß von dem traurigen geistigen Verfall giebt, in dem sich gegenwärtig

¹ Im Jahre 1857 wurden in diesen 76 Dörfern 4604 Kinder getauft, 4512 Paare getraut und 12.022 Seelen begraben.

² Im ganzen Archipel erscheint ein einziges, unter dem Schutze der Regierung herausgegebenes Journal, das „Boletin oficial“, welches überdies eher eine religiöse als politische Tendenz hat. Es giebt in Manila nur drei Buchdruckereien, von denen sich eine in den Händen der Dominicaner befindet und fast ausschließlich Gebet- und Erbauungsbücher druckt.

³ Dieses historische Gedicht führt den Titel „Luzonia, ó sea los Genios del Pasig“.

die Mitglieder dieses Ordens in Manila befinden. Der Schmutz und die Verwahrlosung, die wir hier nicht bloß in den verschiedenen Räumlichkeiten zu sehen bekamen, sondern welche die einzelnen Ordensbrüder sogar in ihrer äußern Erscheinung zur Schau trugen, machten einen höchst peinlichen Eindruck, denn Armuth und Dürftigkeit, jene Cardinalregeln dieses Bettelordens, schließen keineswegs Keilichkeit und Ordnung aus.

Die Franciscaner besitzen in 14 Provinzen des Archipels 16 Missionen, welche 139 Dörfer mit 749.804 Seelen umfassen.¹ Die geistliche Pflege der letztern ist 184 Ordensbrüdern, 74 Pfarrern und 43 Interimpriestern (Clerigos interinos) anvertraut.

Das Kloster der Recoletos oder reformirten Augustiner gewährt einen nicht minder betrübenden Anblick, als jenes der Franciscaner. Auch hier zeigen die Bewohner eine, die geistliche Würde verletzende Nachlässigkeit im Anzug. Als wir eintraten, hatten die Ordensbrüder gerade ihr Mittagbrot eingenommen. Einige der Mönche saßen noch in einem düstern, unsaubern Säulengang bei Tische, auf dem ein, durch Trank und Speise bunt gefärbtes Tuch ausgebreitet lag, und hatten halbgeseuerte Weingläser vor sich stehen. Ein Laienbruder meldete unsern Besuch an und einer der Mönche erhob sich uns zu begrüßen. Seinem etwas derben Aussehen und der verdächtigen Farbe seines Gesichtsvorsprunges nach, hielten wir ihn für den Kellermeister, und erstaunten nicht wenig als sich im Laufe der Unterredung herausstellte, daß es der Prior des Klosters selbst war, der mit uns sprach.

Wir fanden die größte Schwierigkeit den auf einer sehr geringen Stufe der Bildung stehenden Ordensbrüdern begreiflich zu machen, aus welchem Lande wir kamen. Der Umstand, daß Oesterreich im Spanischen „Austria“ heißt, verwirrte noch mehr die Begriffe der Mönche, deren geographische Kenntnisse kaum weiter als ihr Sehvermögen zu reichen schienen. Zuerst verwechselte man Austria mit Australia und glaubte, wir kämen direct aus dem fünften Welttheil, als aber die auf ihr Vaterland stolzen Novara-Reisenden diese Annahme nicht gelten lassen wollten, und eine nähere Erklärung gaben, glaubte einer der jüngeren Mönche endlich unsere Heimat ausfindig gemacht zu haben, indem er, sichtbar erfreut über den Einfall, seinen Genossen erklärend bemerkte, wir kämen nicht aus Australia, sondern aus Asturia und

¹ Von dieser Seelenzahl waren im Jahre 1857 zusammen 188.509 tributpflichtig, während im nämlichen Zeitraume 31.285 Geburten, 21.020 Todesfälle und 5713 Trauungen vorkamen.

feien somit Landsleute. Der schlechte Verstand des Franciscaners nahm Austria für Asturia und hielt den österreichischen Kaiserstaat für eine spanische Provinz! Damit sich dem Leser nicht etwa die Vermuthung aufdränge, diese Verwechslung fremder Reiche mit einheimischen Provinzen habe bloß in unserer Unkenntniß der Landessprache den Grund gehabt, finden wir nöthig hinzuzufügen, daß eines der Expeditionsmitglieder des spanischen Idioms vollkommen mächtig war, um eine Conversation zu führen, und daß man sich in allem Uebrigen ganz gut verstand. Eben so wenig möge man das eben Erzählte als eine unfreundliche Rüge oder den Ausdruck verletzter nationaler Eitelkeit betrachten, sondern bloß als Beleg hinnehmen, wie es dormalen mit der Bildung in den Klöstern von Manila beschaffen ist.

Die Recoletos überwachen auf den verschiedenen Inseln des Archipels das geistliche Wohl von 567.416 eingeborenen Pfarrkindern,¹ die Zahl der Ordensbrüder beträgt 127.

In jedem der Klöster besteht eine sogenannte Procuracion, wo die vom Orden herausgegebenen Druckwerke (fast ausschließlich Wörterbücher und Grammatiken der einheimischen Sprachen und Dialekte) zum Besten des Klosterfondes verkauft werden. Die Mitglieder der Expedition bemühten sich eine möglichst vollständige Sammlung solcher Publicationen anzulegen, und es ist ihnen zugleich gelungen, einige noch im Manuscripte befindliche linguistische Arbeiten zu erwerben.² Werke oder Handschriften, welche neue Beiträge zur Geschichte der Insel und ihrer Bewohner liefern, sind in den höchst lückenhaften Klosterbibliotheken nicht zu finden, von denen keine einzige mehr als 500 bis 600 schlecht geordnete Bände, meist theologischen und philosophischen Inhaltes, umfaßt. Was sich an wichtigen älteren literarischen Schätzen in den geistlichen Conventen vorfand, ist wahrscheinlich nach Spanien gewandert, dessen Bibliotheken auch die literarischen Schätze der Klöster Süd- und Mittelamerika's allmählig absorbirten.

¹ Im Jahre 1857 wurden vom Orden der Recoletos 23.227 Seelen getauft, 4830 Trauungen und 15.627 Begräbnisse vorgenommen.

² Die in den verschiedenen Klöstern in Manila erworbenen Druckwerke bestehen in Wörterbüchern und kleinen Grammatiken des Tagala, Bisaya, Ilocana, Ibanac, Bicol und Pampanga. Die erworbenen Manuscripte umfassen Vocabularien der Sprachen der Igorrotes und Ilongotes auf Luzon und des von den Eingeborenen des Mariannen-Archipels gesprochenen Idioms, so wie eine kurze, von einem Missionär geschriebene Abhandlung in spanischer Sprache über die Mariannen. Alle diese Arbeiten sollen im ethnographisch-linguistischen Hefte einer ausführlichen Besprechung unterzogen und die erworbenen Manuscripte daselbst veröffentlicht werden.

Außer den Klöstern bietet nur noch der Regierungsplatz (Plaza de Gobierno) in der innern Stadt einiges Interesse für den Fremden. Derselbe hat die Gestalt eines großen, durch die Paläste des Gouverneurs und des Erzbischofs, die Kathedrale und das Tribunalgebäude gebildeten Vierecks mit schönen Gartenanlagen und der zierlichen Statue Karl's IV. in der Mitte und erinnert vielfach an den Hauptplatz in Havana. Die Kathedrale erscheint gleich ausgezeichnet durch die Unschönheit ihres Aeußern, wie durch die Ueberladenheit an irdischen Schätzen im Innern. Das ursprüngliche



Plaza de Gobierno in Manila.

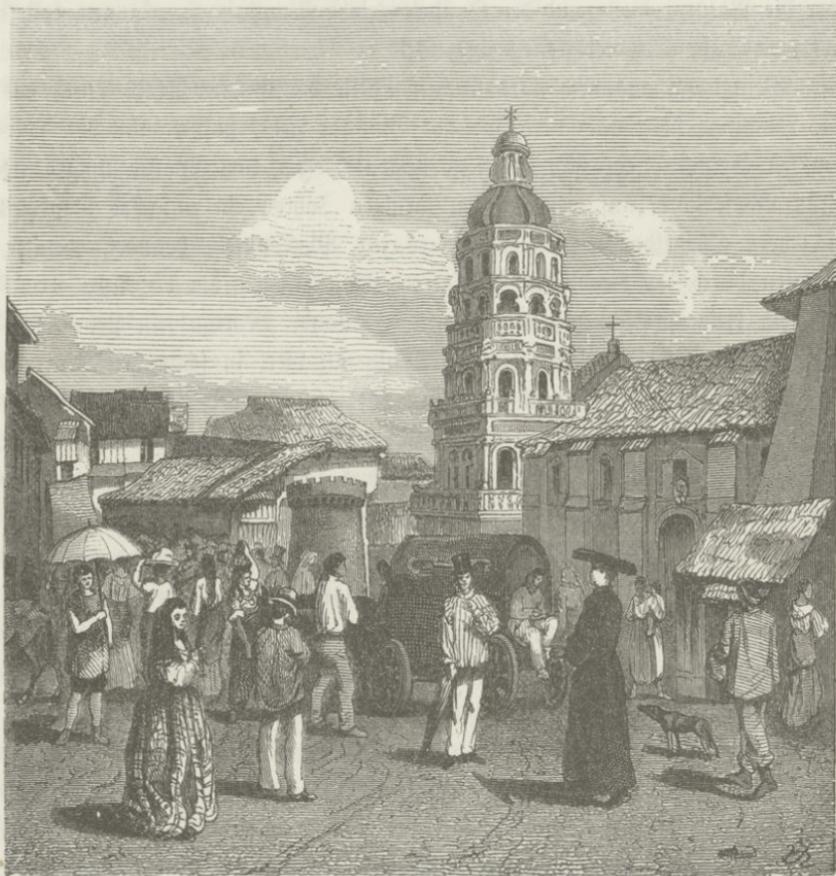
Gebäude ließ Legaspi, der Eroberer Luzons, im Jahre 1571 aus Bambusstäben mit Palmenblättern als Dachbedeckung errichten. Das gegenwärtige Gotteshaus wurde im Jahre 1654 während des Pontificats Innocent's X. erbaut, nachdem mehrere frühere Constructionen theils durch Feuersbrunst, theils durch Erdbeben wieder zerstört worden waren. Der Palast des Generalgouverneurs ist eine weitläufige aber höchst einfache Baute mit langen breiten Gängen im Innern, und kann durchaus keinen Anspruch auf architektonische Schönheit machen. In einem dieser Säle wurden der Commodore und seine Begleiter vom Generalgouverneur der Philippinen, Don Fernando Norzagaray, empfangen, welcher diesen hohen Posten erst seit März 1857

einnimmt. Früher Gouverneur der Insel Porto Rico in Westindien, wurde Don Fernando hierauf wegen seiner allzu prononcirten Neigung zu den Carlisten nach den Philippinen in die Verbannung geschickt und bekleidet gegenwärtig daselbst durch eine glückliche Fügung neuerdings die Würde des höchsten Beamten der Königin von Spanien. Derselbe empfing die Novara-Reisenden zwar mit der bekannten feinen spanischen Höflichkeit, aber nicht ohne in seinem Benehmen Verlegenheit und Zurückhaltung durchschimmern zu lassen, woran allerdings der Umstand Schuld gewesen sein mag, daß derselbe außer dem Spanischen kein anderes Idiom genügend kannte, um in demselben seine Gedanken ohne Schwierigkeit ausdrücken zu können. Die Unterredung wurde daher im Spanischen geführt, das aber nicht alle Vorgesetzten hinreichend sprachen, um stets auf das Gefragte eine präcise Antwort geben zu können. Die Conversation drehte sich hauptsächlich um den Ort unseres jüngsten Besuches, um Java. Trotz der nicht sehr bedeutenden Entfernung und des beständigen Verkehrs zwischen beiden Inseln schien der Gouverneur von Manila nur eine sehr vage Vorstellung von den politischen und socialen Verhältnissen Java's zu besitzen, und richtete Fragen an die Vorgesetzten, als ob ein fernes Eiland in einem andern Welttheile und nicht eine Nachbarinsel der Gegenstand des Gespräches gewesen wäre. Beim Weggehen bediente sich auch Don Fernando der gewöhnlichen Redensart: „Vsted¹ sabe, que mi casa es à la disposicion de Vsted!“ (Sie wissen, daß mein Haus zu Ihrer Verfügung steht);² es würde ihm aber gar wunderbarlich zu Muthe gewesen sein, wäre es den Reisenden eingefallen von seinem Antrage in der That Gebrauch zu machen. Reisepässe,

¹ Sprich: Usted, Zusammenziehung der Wörter Vuestra Merced, d. h. Euer Gnaden.

² Die schönen Phrasen und liebenswürdigen Redensarten der Spanier verlieren ihren ganzen Werth, wenn man sich bei näherem Umgange mit dieser überaus höflichen Nation überzeugt, daß Herz und Gefühl nur wenig Theil daran haben. Es giebt nichts, was ein Spanier dem Fremden nicht anbieten würde — immer aber in der Voraussetzung, daß er das Angebotene eben so artig zurückweist. Ein Nordamerikaner nahm aber einmal in unserer Gegenwart solche Phrasen für bare Münze und verlegte dadurch seinen spanischen Hauswirth in nicht geringe Verstärzung.¹ Dieser trug nämlich eine kostbare brillantene Busennadel, für welche der Nordamerikaner nicht genug Worte der Bewunderung finden konnte. Der Spanier antwortete auf diese enthusiastischen Aeußerungen wiederholt mit dem üblichen „A la disposicion de Vsted“ (zu Ihrer Verfügung), bis endlich der Nordamerikaner in der That die kostbare Busennadel aus der Cravate des Spaniers zog und damit fortging. Letzterer fühlte sich dadurch dermaßen beschämt und consternirt, daß er kein Wort weiter zu sagen vermochte. — Am darauffolgenden Tage gab der Nordamerikaner, der sich nur einen Scherz erlaubt hatte, das kostbare Geschmeide dem geängstigten Spanier wieder zurück, nicht aber ohne die Bemerkung beizufügen, daß er jetzt wisse, was man von spanischer Zuverlässigkeit zu halten habe.

welche man in Manila selbst zu den kleinsten Ausflügen ins Innere benöthigt, wurden den Fremden bereitwilligst zur Verfügung gestellt, ohne daß man sich im Uebrigen auch nur im Geringsten um die Expedition und ihre Zwecke weiter bekümmerte. Die kalte, gleichgültige Aufnahme war doppelt



Strasse in der Vorstadt Binondo.

empfindlich für Reisende, welche aus Batavia kamen und dort mit Aufmerksamkeit aller Art überschüttet wurden.

In dem Bureau des Secretärs der Capitania sahen wir an den Wänden mehrere große Tabellen angeheftet, welche wir für Ausweise über die jährliche Handelsbewegung im Archipel hielten, und baten daher einen

der Beamten um ein Exemplar davon. Erst als wir später die uns mit großer Bereitwilligkeit übergebene Papiervolle öffneten, erkannten wir unseren Irrthum und gewahrten, daß die mit so viel Eleganz und Zierlichkeit gedruckten Tabellen keineswegs das Vermuthete, sondern eine Statistik sämtlicher Klöster und Klostergeistlichen auf den Philippinen enthielten. Daten über die Naturproducte und den Handelsverkehr Manila's zu erlangen, kostete uns weit mehr Schwierigkeiten und Geld.

Wenn man aus dem nordöstlichen Theile der inneren Stadt durch das St. Domingo-Thor nach der Vorstadt Binondo geht, passirt man den sogenannten Isthmus, ein schmales, zu beiden Seiten von Wasser umgebenes Stück Wiesenland, auf dem sich seit wenigen Jahren ein einfaches Denkmal zu Ehren Magelhaens, des Entdeckers der Philippinen, befindet, welcher, getroffen durch den feindlichen Pfeil eines Eingeborenen, am 15. April 1521 auf dem kleinen, Cebu gegenüberliegenden Eilande Mactan sein Leben aushauchte. Eine 76 Fuß hohe dorische Säule mit vier, in schwarzen Marmor gegrabenen Inschriften erhebt sich hier seit 1854¹ und ist jedenfalls ein würdigeres Erinnerungszeichen als jenes, welches die Spanier dem größten Seefahrer aller Zeiten, Christoph Columbus, dem sie ihre ganze spätere Macht und Größe verdankten, in Havana widmeten, wo dessen Asche viele Jahre hindurch in der Kathedrale ruhte, bevor dieselbe nach Spanien überführt wurde. Eine dürftige, unscheinbare Votivtafel an einem Sockel, in der Nähe des Hochaltars eingemauert, giebt allein Zeugniß, daß die sterblichen Reste jenes Mannes einst dort begraben wurden, welcher „der Welt eine ganze Welt schenkte“!²

Ueber den Isthmus gelangt man nach den beiden beliebtesten Vergnügungsorten Manila's, nach der Esplanade, einfachen Baumanlagen mit Bänken zum Ausruhen, und hierauf nach der, am linken Flußufer gegen den Meeresstrand zu gelegenen „Calzada“.³ Hier rollt die schöne Welt

¹ Auf der Insel Mactan wurde Magelhaens ebenfalls, und zwar auf der Landspitze Engaño ein Monument errichtet. Man verband damit die glückliche Idee, dasselbe zugleich als Leuchtturm zu verwenden, um nahende Schiffe vor den Gefahren zu warnen, welche ihnen hier durch die große Zahl von Felsriffen drohen.

² „Mancher hat schon viel gegeben,
Aber jener hat der Welt
Eine ganze Welt geschenkt
Und sie heißt „Amerika“.

Nicht befreien konnt' er uns
Aus dem öden Erdenkerker,
Doch er wußt' ihn zu erweitern
Und die Kette zu verlängern“. (Heine.)

³ Dammweg.

Manila's jeden Abend in langen Wagenreihen dahin und läßt sich von der sanften Seebrise Kühlung zufächeln. Am äußersten Ende der Promenade angekommen, wird dem elegant costümirten Kutscher in großen glänzenden Reitstiefeln, welcher nicht wie bei uns vom Bock aus die Pferde lenkt, sondern auf einem derselben reitet, gewöhnlich der Befehl ertheilt, anzuhalten, und die Herren verlassen hierauf den Wagen, um mit den Damen in den umstehenden Equipagen zu conversiren, ähnlich wie man bei uns im Theater das schöne Geschlecht aufsucht und in den Logen Besuche abstattet. Denn in Manila giebt es weder Schauspielhäuser noch Concertsäle, und der öffentliche Spaziergang ist daher fast das einzige Stelldichein der eleganten Welt.

Wir befanden uns leider gerade zur Regenzeit in Manila, wo selbst die Reize, welche die Natur bietet, nur für Augenblicke genossen werden konnten, und das heitere, lustige Leben, welches sonst auf den Straßen und vor den Wohnungen der Eingeborenen herrschen soll, fast gänzlich verstummt war. Der tropische Regen tritt hier wie in Batavia mit einer Heftigkeit auf, von der sich ein Nordländer, welcher nie in der Aequatorial-Zone gelebt und nur die Landregen der Heimat kennt, kaum eine Vorstellung machen kann. Im Juli 1857 soll es sogar vierzehn Tage hindurch ununterbrochen geregnet haben, so daß der Pfüßig austrat und man in den Straßen von Manila wie in der Lagunenstadt in kleinen Booten, sogenannten Banca's herumfuhr. Man freute sich fast dieses Schauspiels und stattete sich in den niedlichen Fahrzeugen gegenseitig Besuche ab.

Das einzige Vergnügen, welches selbst die Regenzeit den Eingeborenen nicht zu verleiden im Stande ist, sind die Hahnenkämpfe. Sobald es nur die Witterung einigermaßen zuläßt, findet dieses beliebteste aller Volksspiele statt, dessen meist blutiger, mörderischer Ausgang gar seltsam mit dem sonst so sanften, weichen, schüchternen Charakter der Eingeborenen contrastirt. Die Hahnenkämpfe oder „Gallos“ sind ein Monopol der Regierung, das heißt, sie dürfen nur mit Bewilligung derselben und gegen eine zu entrichtende Gebühr stattfinden. Die Einnahme, welche die Regierung aus diesem nichts weniger als sittigenden Spiele zieht, kann unmöglich bedeutend sein,¹ und die Abgabe, welche die Eigenthümer der Kampfhähne und die Zuschauer leisten, ist jedenfalls das am wenigsten Bedenkliche am ganzen Schauspiele;

¹ Dieselbe wurde uns zu 35.000 bis 40.000 Dollars jährlich angegeben.

bei weitem höhere Summen werden durch die gegenseitigen Wetten verloren. Was für das blasirte Europa Karten- und Hazardspiele, das sind für die schlichten Eingeborenen Manila's die Hahnenkämpfe. Ihre Phantasie erhitzt sich dabei derart, daß es mehrerer Tage bedarf, bis in das sonst so ruhige Gemüth wieder das alte Phlegma zurückkehrt. Merkwürdiger Weise giebt es gegenwärtig außer den Spaniern und den von ihnen in fremden Welttheilen besiegten Volksstämmen keine einzige civilisirte Nation mehr, welche noch an so blutigen Spielen wie Hahnenkämpfe und Stiergefechte Gefallen fände.

Der Schauplatz ist ein leichtes Gebäude aus Bambusstäben mit einem Dache aus Palmenblättern, in dem sich an den Seiten amphitheatralisch die Bänke für die Zuschauer erheben, während die Arena, bis das Zeichen zum Kampfe gegeben wird, mit den Besitzern der Kampfshähne und den Wettenden gefüllt ist. Jeder liebkost und streichelt seinen Hahn noch einmal, oder heßt ihn, bloß um den Grad seiner Wuth zu prüfen, gegen einen der angebundenen Kämpfer. Endlich haben sich die Zuschauer für den einen oder den anderen der Hähne, für den rothen oder weißen, den hochkämmigen oder glattkämmigen entschieden; die Wetten sind eingegangen, der Sporn, jene spitze, über zwei Zoll lange, scharfe, mit einer Scheide versehene Waffe ist an den rechten Fuß festgebunden. Noch einmal werden die beiden Hähne gegen einander geschwungen und ihnen am Halse einige Federn ausgerupft, um ihre Wuth zu steigern. Die Glocke in der Hand des Richters giebt das Zeichen des beginnenden Kampfes. Die Zuschauer entfernen sich aus der Arena, die Scheide wird von dem scharfschneidigen Messer abgenommen, der Kampf beginnt. Wunderbar ist die Kampflust und Tapferkeit, welche nun diese gespornten Kämpen bis zum letzten Augenblicke bewahren, wie sie selbst verwundet, blutend und ermattet den Kampf nicht aufgeben. Doch geschieht es auch, daß keiner der Hähne als Sieger hervorgeht. Das äußerst feine, scharfe Messer verwundet zuweilen jeden der Kämpfenden gleich schwer, und mit zerschnittenen Gliedern, allenthalben von Blut triefend, bleiben beide todt am Kampfplatze liegen.

Höchst komisch ist das Verfahren, womit man an diesen „Vergnügungs-orten“ die bei uns üblichen Retourbillette zu ersetzen sich bemüht und zugleich jede Uebertragung derselben an eine andere Person unmöglich zu machen versteht. Verläßt ein Eingeborener den Schauplatz und wünscht wieder zurückzukehren, so wird ihm vom Billeteur beim Ausgange am nackten rechten

Vorderarme in der Nähe des Pulses mit einer Schwärze ein Stempel aufgedrückt, der ihm bei seiner Rückkehr den freien Eingang garantirt und zugleich der Sorge, das Retourbillet zu verlieren, enthebt. Beim Wiedereintritte wird dieses Merkzeichen einfach weggewischt.

In die Zeit unseres Besuches fielen die Fiestas Reales oder königlichen Feste, welche die Colonial-Regierung zur Feier der Geburt eines spanischen Thronerben, des Don Alfonso Principe de Asturia zu begehen beschloß. Der Kronprinz hatte zwar schon im November zu Madrid das Licht der Welt erblickt, allein bis die Nachricht auf den Philippinen anlangte, war Fastenzeit; Rücksichten für die katholische Kirche geboten daher, die Festlichkeiten zu verschieben, und später nahmen die verschiedenen Vorbereitungen zu Feuerwerken, Triumphbogen und Illuminationen so lange in Anspruch, daß der Junimonat und mit ihm die Regenzeit herangefommen war, ehe man die Feste abhalten konnte, welche durch den letztern Umstand leider sehr mangelhaft ausfielen und nur wenig Interesse boten. Daß bisher Nachrichten aus Europa erst viele Monate später nach den Philippinen gelangten, lag weniger in ihrer großen Entfernung, als in der geringen Sorge, welche die Regierung dem öffentlichen Verkehre zuwendet. Bis vor wenigen Jahren wurden Briefe größtentheils mittelst Segelschiffen von den Philippinen nach Europa befördert, derart, daß Briefe vier bis fünf Monate unterwegs blieben und bei der sehr ungleichen Dauer der Fahrten von Segelschiffen die zuletzt abgesandten Brieffschaften oft einige Wochen früher als die zuerst beförderten am Orte ihrer Bestimmung ankamen. So drückend diese Unregelmäßigkeit und Unsicherheit des Verkehrs auf dem Handel lastete, so besteht doch erst seit März 1858 eine regelmäßige Dampfschiffverbindung zwischen Manila und Europa, indem ein spanischer Regierungsdampfer zweimal des Monats die für die Bewohner des Archipels aus Europa angelangten Brieffschaften von dem nur 600 Meilen entfernten Hongkong abholt, und eben so am 1. und 15. eines jeden Monats die für Europa bestimmten Briefe dahin besorgt, von wo sie mit der englischen Post über Singapore und Suez weiter befördert werden.

Dagegen besteht bis zur Stunde noch mit keiner einzigen Insel des Archipels eine regelmäßige Verbindung, selbst die Colonial-Regierung bedient sich zu ihrem Verkehre blos kleiner Segelboote, die sie von Fall zu Fall von Privateigenthümern miethet. Bei einem Beamtenwechsel muß oft der

Neuernannte Monate lang warten, um auf den Posten seiner Bestimmung abgehen zu können und während unserer Anwesenheit in Manila erlebten wir es, daß die Gemahlinn des Gouverneurs vom Mariannen-Archipel bereits seit Monate vergeblich auf eine Schiffsgelegenheit harrete, um nach ihrem Bestimmungsorte zu gelangen.¹ Einige in Manila ansässige fremde Kaufleute haben der Regierung den Vorschlag gemacht, gegen eine entsprechende Subvention eine regelmäßige Verbindung zwischen den verschiedenen Inseln des Philippinen-Archipels einzurichten und dieselbe mittelst fünf Dampfern unterhalten zu wollen. Allein die Colonial-Regierung schien es nicht in ihrem Interesse zu finden, der Unternehmung einen höhern Geldbeitrag als 43.000 spanische Piafter zu bewilligen, und so zerstückte sich wieder das ganze Project, dessen Ausführung für den Aufschwung der Inseln von so großer Wichtigkeit gewesen wäre.

Trotz dem Reichthum des Archipels an den verschiedensten Naturproducten, sind es gegenwärtig doch nur drei Bodenerzeugnisse, welche in größerer Menge nach den europäischen und nordamerikanischen Märkten exportirt werden und der Inselgruppe für die handeltreibende Welt einige Bedeutung geben, nämlich Tabak, Abaca oder Manila-Hanf und Zucker. Alle anderen Ausfuhrartikel, wie Kaffee, Indigo, Sapanholz (*Caesalpina Sapan*), Strohgeflechte,² Thierhäute u. s. w., sind verhältnißmäßig nur von sehr geringem Belang.

Wir besuchten sowohl die große Cigarrenfabrik in Binondo, als auch jene der Arrocero's, wo ausschließlich Cigarillos oder Papiercigaretten angefertigt werden. Die erstere zählt gegen 8000 Arbeiter, meist Frauen. In den langen Arbeitsälen, wo gemeinlich gegen 800 Arbeiterinnen auf niederen Holzbänken an schmalen Tischchen sitzen, herrscht ein unheimliches, betäubendes Getöse. Die einen beschäftigen sich damit, die Blätter anzufeuchten und in regelmäßige Lappen zu zerschneiden, oder bereiten die Abfälle und die kleinen Stücke, aus welchen später die Cigarren gemacht werden;

¹ Diese Dame starb eines grauenvollen Todes, indem sie sich, was unter Spanierinnen sehr selten vorkommt, im Hôtel, wo sie wohnte, mit Blausäure vergiftete. Wie verlautete, soll eine unglückliche Neigung diesen furchtbaren Entschluß herbeigeführt haben.

² Unter den Strohgeflechten zeichnen sich besonders Cigarrentäschchen durch Feinheit und Zierlichkeit aus. Dieselben werden zu sehr hohen Preisen verkauft; einzelne, besonders elegante Täschchen zu 80 bis 100 Gulden. Auch Strohmatte und Strohhüte, den Panamahüten an Feinheit nicht nachstehend, werden hier aus Palmstroh verfertigt und könnten einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel abgeben.

andere führen glatte abgeschliffene Steine in der geschäftigen Hand, mit denen sie unaufhörlich auf die einzelnen Blätter klopfen, um diese für das Zusammenrollen geschmeidiger zu machen. Dieses Schlagen und Lärmen von mehren hundert Arbeiterinnen, welche während der Anwesenheit fremder Besucher voll lustigen Uebermuths ihre steinernen Werkzeuge absichtlich mit noch mehr Kraft handhaben, der starke Geruch der Tabakblätter, die üble Ausdünstung so vieler bei tropischer Temperatur in geschlossenen Räumen zusammengedrängten Menschen, machen einen dermaßen unangenehmen, peinlichen Eindruck, daß man sich beeilt aus der dumpfen Schwüle in den Arbeitsfälen wieder ins Freie zu gelangen.

In der Cigarillosfabrik sind gegen 2000 männliche Arbeiter beschäftigt. Auch hier herrscht in den Arbeitsfälen eine beklemmende dumpfe Atmosphäre. Ein Arbeiter ist im Stande täglich 150 Päckchen zu 25 Cigaretten oder 3750 Stück zu fabriciren, wofür derselbe 4 Realen¹ Lohn erhält. Höchst überraschend ist die aus Zauberhafte grenzende Schnelligkeit, womit die fertigen Cigarillos gezählt, in Packete abgetheilt, zusammengemacht und gestempelt werden. Der ungeübte Blick des Besuchers ist kaum im Stande der Hand und Fingerfertigkeit des Arbeiters zu folgen.

Außer den beiden eben erwähnten Fabriken giebt es noch eine dritte Cigarrenfabrik in Cavite, welche 4000, und eine vierte in Malabon, welche 5000 weibliche Arbeiter beschäftigt. Die in sämtlichen Fabriken jährlich erzeugten Quantitäten sollen 11 bis 1200 Millionen Stück betragen. Wenn man die zahlreichen katholischen Festtage, wo nicht gearbeitet wird, in Abrechnung bringt, so dürfte man wohl annehmen können, daß an jedem Arbeitstage 5 Millionen Cigarren gefertigt werden. Die Regierung kauft jährlich den ganzen producirten Tabak von den Pflanzern zu einem festgesetzten Preise und versendet denselben theils in Blättern, zumeist aber als Cigarren, zu deren Fabrication außer der Regierung Niemand das Recht besitzt. Das Tabakmonopol wurde indeß auf den Philippinen erst im Jahre 1787 durch den damaligen Gouverneur José Vasco und zwar mit großer Schwierigkeit eingeführt.

Die Mehrzahl der Cigarren wird nach Ostindien, den Inseln des malayischen Archipels und Nordamerika verschifft, während eine verhältnißmäßig geringe Quantität nach Europa zum Verkaufe kommt.

¹ Acht Realen = 1 spanischer Piafter = 2 Gulden 10 Kreuzer österr. Währung.

Die Haupt-Tabakdistricte der Insel Luzon sind Cagayan und Bisaya, in welchen durchschnittlich jährlich 180.000 Centner Tabak geerntet werden. Von diesen gehen ungefährl. 80.000 Centner in Blättern nach Spanien, während die übrige Quantität auf Luzon selbst zu Cigarren verarbeitet, jeden Monat partienweise unter den Hammer (al martillo) gebracht und an den Meistbietenden verkauft wird. Der Durchschnittspreis beträgt 8 bis 10 Dollars für 1000 Stück Cigarren (cortados). Man baut in Manila nur eine einzige Tabakgattung, und die Größe des Blattes ist es allein, welche bei der Preisbestimmung den Ausschlag giebt. Der Manila-Tabak ist an und für sich sehr stark und narkotisch; zur Fabrication der Cigarren wird aber keineswegs, wie in Europa vielfach die Meinung herrscht, Opium verwendet, dieselben sind bloß an einem Ende mit etwas Reißpappe bestrichen und zugeklebt. Schon die große Kostspieligkeit jenes in der Geschichte des chinesischen Reiches eine so wichtige Rolle spielenden Pflanzenstoffes würde dessen Anwendung verbieten. Da auf Manila die Cigarren von beiden Geschlechtern in ziemlich großer Menge verbraucht werden, und auf den inländischen Bedarf immer zuerst Rücksicht genommen wird, so soll es zuweilen geschehen, daß die Vorräthe nicht völlig ausreichen, um alle Nachfragen für den Export unverzüglich befriedigen zu können. Außer zur Zeit der öffentlichen Auction kann man nur bis zu 1000 Stück Cigarren von der Regierung auf einmal kaufen, eine um so lästigere und nutzlosere Maßregel, als Personen, welche größere Quantitäten Cigarren zu besitzen wünschen, bloß eine Anzahl von Personen nach dem Tabakamte zu schicken brauchen, um sich dieselben zu verschaffen. Wir haben es in Manila selbst erfahren, wie Jemand, der 45.000 Stück Cigarren kaufen wollte, 45 Individuen nach dem Verschleißorte sandte, von wo ein jedes 1000 Stück anstandslos zurückbrachte.

Obgleich auf der Insel Luzon im Ganzen mehr Tabak erzeugt wird als auf Cuba, so ist doch die Ausfuhr von ersterem Orte weit geringer, indem, wie schon bemerkt, ein großer Theil des gewonnenen Tabakes im Lande selbst consumirt wird. Luzon theilt sich mit $\frac{1}{10}$, Cuba mit $\frac{1}{12}$ an der Gesamt-Tabak-Production der Erde, welche an 4,000.000 Centner beträgt.¹ Es giebt zwar Länder, welche bei weitem größere Quantitäten

¹ Bei dem allgemeinen Interesse, das sich an die Tabakpflanze knüpft, welche, fast über die ganze Erde verbreitet, dem civilisirten Menschen eben so zum Bedürfnis geworden als den halbwilden Volkstämmen,

Tabak erzeugen als Luzon oder Cuba,¹ aber keines, wo die Tabakblätter durch die Günst des Klimas und des Bodens so vorzügliche Qualität erlangen würden, wie in den beiden genannten spanischen Besitzungen.

lassen wir hier zur Ergänzung der obigen Mittheilungen einige Notizen über die Tabakultur auf einer andern spanischen Besitzung, auf der Insel Cuba, folgen, welche dem ungedruckten Tagebuche eines der Expeditionsmitglieder über seine früheren Reisen in Westindien entlehnt sind.

„Die besten Grundstücke für die Tabakultur auf Cuba befinden sich westlich von der Hauptstadt in der sogenannten *Buelta abajo*, zwischen dem *Rio hondo* und *San Juan de Martinez*, ungefähr zehn englische Meilen im Umfange; der in der *Buelta arriba* gebaute Tabak ist im Allgemeinen von geringerer Qualität. Im Jahre 1856 gab es auf Cuba 10.000 Tabakpflanzungen oder *Vegas*, welche sich zusammen auf einen Flächenraum von 8000 *Caballerias* (1 spanische *Caballeria* = 160.371.41 englische Yards oder 134.202.06 Meters) ausbreiten, und deren Bebauung ungefähr 14.000 bis 16.000 Negerclaven beschäftigt. Der Gesamtwertb des in diesem Kulturzweige verwendeten Capitals (an Menschenkräften, Bauten, Utensilien, Lastthieren u. s. w.) wird auf 13 Millionen Dollars, die durchschnittliche Tabakproduction auf 1½ Millionen Arrobas oder 37 Millionen Pfund jährlich geschätzt. Davon werden ungefähr 400.000 Arrobas (à 25 Pfund) auf der Insel Cuba selbst consumirt, während der Rest theils in Blättern, theils verarbeitet ins Ausland geht. Ein *Caballeria* Grund producirt durchschnittlich 360 Arrobas oder 9000 Pfund, wovon jedoch nur 1/20 als erste Qualität angenommen werden kann.

Eine *Vega* besteht in der Regel aus drei *Caballerias*, die abwechselnd zur Tabakultur verwendet werden, indem zwei *Caballerias* stets mit Mais oder Hülsenfrüchten bebaut sind und nur die dritte als Tabakfeld dient. Die Aussaat geschieht im October oder November, die Ernte im Jänner und Februar. Auf einer *Caballeria* befinden sich unter günstigen Bodenverhältnissen 500.000 Tabakpflanzen oder *Matas*. Nimmt man daher an, daß sich die Tabakultur auf Cuba über 8000 *Caballerias* ausdehnt, so ergiebt sich für die ganze Insel eine Anzahl von 4000.000.000 Stück Tabakpflanzen. Jede Pflanze liefert 8 bis 10 brauchbare Blätter. Die Einsammlung geschieht in *Manojos* (Handvoll, Bündel) zu 120 bis 130 Blätter, 80 *Manojos* bilden einen *Tercio* oder 150 Pfund Tabak. Ein *Manejo* wiegt ungefähr 1¼ Pfund und dient zur Vereitung von 400 Stück Cigarren. Im Ganzen giebt es auf Cuba 600 Cigarrenfabriken, von denen sich über 400 in der Hauptstadt selbst befinden. Ein Arbeiter ist im Stande täglich an 150 Cigarren zu verfertigen; der Arbeitslohn wird durchschnittlich für 1000 Cigarren auf 10 spanische Piafter oder *Duros* berechnet. Die Cigarrenfabrication beschäftigt ungefähr 20.000 Arbeiter, meistens Männer. Sie bilden unter dem Namen *Tabaqueros* gleichsam eine eigene Classe und stehen im Allgemeinen wegen ihrer Sittenlosigkeit in einem üblen Rufe. Auch auf Cuba wird wie auf Luzon nur eine einzige Tabaksorte gebaut, doch scheint man ihrer Cultur auf der erstgenannten Insel mehr Sorgfalt zuzuwenden. Die Blätter werden auf Cuba nach Farbe und Geader (*venas*) fortirt und wird ihre Qualität darnach bestimmt. Im Handel kommen drei verschiedene Sorten vor und zwar:

Nr. 1 zu 42 bis 45 spanische Piafter (à 2 Gulden 10 Kreuzer österr. Währung) per 1000 Stück.

„ 2 „ 32

„ 3 „ 28

Die Zahl der jährlich von Havana nach dem Auslande verschifften Cigarren beträgt durchschnittlich 200 bis 250 Millionen Stück, ungerchnet den in Blättern (*ramos*) versandten Tabak. Das Cedernholz (*Cedrela odorata*), aus welchem man des leichteren Durchsiegens wegen hauptsächlich die Cigarrenfischen verfertigt, wird zuweilen dem Inhalte verderblich, indem die Cigarren durch die im Holze zurückgebliebene Feuchtigkeit an der Spitze weiße Flecken erhalten.

¹ Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erzeugen über 200.000 Centner oder mehr als die Hälfte der Gesamt-Tabakproduction. Der jährliche Verbrauch an Tabak beträgt in den Vereinigten Staaten 3½ Pfund, in England 1 Pfund ½ Unze, in Frankreich 1 Pfund 1½ Unze, in Deutschland 2 Pfund per Einwohner.

Ein anderes Hauptproduct der Philippinen, welches von diesen Inseln aus zuerst den Weg nach den Weltmärkten gefunden, ist der sogenannte Manila-Hanf. Derselbe wird jedoch nicht aus der gewöhnlichen Hanfpflanze (*Cannabis sativa*), sondern aus den Fasern des Stammes einer Bananenspecies (*Musa textilis*) gewonnen, und von den Tagalen Abaca genannt. Die Pflanze kommt fast auf allen Inseln des Philippinen-Archipels von Luzon bis Mindanao in großer Menge vor, so daß ihr Verbreitungsbezirk vom Aequator bis zum 20° nördl. Br. reichen dürfte. Dies scheint jedoch die nördlichste Vegetationsgrenze der *Musa textilis* zu sein, und es würde sich daher selbst im südlichsten Theile von Europa der Anbau dieser Nutzpflanze nicht lohnen, welche, um üppig zu gedeihen, eine durchschnittliche Wärme von 25° C. bedarf. Der Stamm dieser Musacee wird auf den Philippinen 9 bis 12 Fuß hoch und etwa 6 Zoll dick und treibt gegen 8 Fuß lange und bis 1½ Fuß breite, meist sehr dunkelgrüne Blätter. Die Frucht ist kleiner und wird niemals so schön gelb und schmackhaft als eine gewöhnliche Banane. Um den Hanf zu gewinnen wird der Stamm, sobald die Fruchtkolben zum Vorschein kommen, von den mächtigen Blättern, welche den Büffeln zum Futter dienen, gereinigt, und bleibt etwa drei Tage hindurch der Gährung ausgesetzt. Hierauf wird derselbe in Stücke abgeschält, und diese werden unter Anwendung eines entsprechenden Druckes zwischen zwei nicht allzu scharfen Eisen durchgezogen, um den durch die Gährung ziemlich mürbe gewordenen Saft von den nun zum Vorschein kommenden Hanffasern zu entfernen. Dieses Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis letztere rein genug erscheinen, um an die Sonne gelegt und getrocknet zu werden. Ein geübter Arbeiter vermag 8 bis 10 Fuß langen Hanf zu gewinnen. Im Ganzen werden jährlich an 450.000 Centner Hanf erzeugt, welche einen Werth von 520.000 Pfund Sterling darstellen, und von denen der bei weitem größte Theil nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika geht, während ungefähr 30 bis 60.000 Centner im Lande selbst in der großartigen Fabrik des amerikanischen Handlungshauses Russell und Sturgis zu Schiffstauen verarbeitet und nach China, Singapore, Australien und Californien ausgeführt werden. Dieses Rohproduct sowohl als die aus demselben gewonnenen Fabricate haben eine große Zukunft, und werden dem englischen und russischen Hanf auf den europäischen Märkten noch ernste Concurrrenz bereiten. Die Haupteinwendung, welche man

bisher gegen den Gebrauch des Manila-Hanfes als Tauwerk erhob, nämlich dessen Steifheit bei Regenwetter, kann durch eine sorgfältigere Behandlung der Fasern bei der Fabrication leicht beseitigt werden. Was dagegen die Festigkeit und Elasticität des Abaca anbelangt, so übertrifft derselbe in dieser Beziehung, wie aus wiederholt angestellten Versuchen hervorgeht, bedeutend den gewöhnlichen europäischen und selbst den russischen Hanf.¹ Ein Versuch, Manila-Hanf direct für den österreichischen Markt zu beziehen, dürfte sich um so mehr für den Unternehmer lohnen, als Gumaner Mehl zur Befrachtung der nach den Philippinen gehenden Schiffe einen Exportartikel bieten würde, welcher in Manila auf vortheilhaften Absatz rechnen könnte. Die nordamerikanische Firma Russell und Sturgis in Manila hat dermalen die Hanfproduction auf dem ganzen Archipel gewissermaßen monopolisirt, aber unter ihrem Einflusse wird sich dieselbe jedenfalls vermehren und wesentlicher Verbesserungen erfreuen. Aus den Blättern der *Musa textilis*, wie überhaupt aus den Blättern der Bananenarten, ließe sich gleichzeitig vortreffliches Papier bereiten und durch eine immer größere Ausdehnung der Cultur der Musaceen in den Tropenländern würde der doppelte Zweck erzielt werden, für den Eingeborenen reichlichere Nahrung zu gewinnen, und die Mittel zu vermehren und zu verbilligern, welche dazu beitragen Kenntnisse unter den Menschen zu verbreiten.²

Nächst der *Musa textilis* verdient besonders der Ramestrauch (*Boehmeria tenacissima*) für maritime Zwecke die Aufmerksamkeit von Fachmännern. Die Faser dieser Urtiacee, welche mit außerordentlicher Zähigkeit eine besondere Feinheit und Schönheit verbindet, soll sogar stärker und ausdauernder sein, wie jene des russischen Hanfes, und durch künstliche Bereitung einen bessern Faden geben als das vorzüglichste Material, dessen man

¹ Die Experimente, welche man im Juli 1850 im Fort St. George zu Madras mit Tauen und Seilen aus Abaca und europäischem Hanf anstellte, um das Verhältniß ihrer Haltbarkeit zu erproben, haben folgende interessante Resultate ergeben:

Ein aus Manila-Hanf verfertigtes Tau von 2 Fathoms Länge, $3\frac{1}{4}$ Zoll Dicke und $28\frac{11}{16}$ Unzen englisches Gewicht erheischte einen Kraftaufwand von 4660 Pfund, um dasselbe zu zerreißen; dagegen zerriß ein Tau aus englischem Hanf von gleicher Größe und 39 Unzen Gewicht bereits bei einer Kraftanwendung von 3885 Pfund englisch. Ein anderes kleineres Tau von $1\frac{3}{4}$ Zoll im Durchmesser, $9\frac{1}{2}$ Unzen Gewicht und 2 Fathoms Länge aus Manila-Hanf bedurfte ein Gewicht von 1490 Pfund um zu zerreißen, indeß ein ganz gleiches Tau aus englischem und russischem Hanf von 13 Unzen Gewicht per Fathom schon bei 1184 Pfund Kraftanwendung zerriß.

² Vergleiche die sehr werthvolle Abhandlung über den Manila-Hanf in Forbes Royle's: *The fibrous plants of India, fitted for cordage, clothing and paper*. London 1855.

sich gegenwärtig in Europa zur Verfertigung der weltberühmten Brüsseler Spitzen bedient. Die Nützlichkeit und vielfache Verwendbarkeit des Naméstrauches wurde bisher sogar noch weniger ausgebeutet als jene des Manila-Hanfes. In Europa ist die *Boehmeria tenacissima* höchstens in botanischen Gärten oder als Herbar-Exemplar zu finden, während dieselbe in der Industrie noch gar keine Wichtigkeit erlangt hat. Und doch wäre die massenhafte Importation des Manila-Hanfes und der Naméfaser nach den europäischen Märkten zum Ersatz für russischen Hanf von mehr als blos commercieller und industrieller Bedeutung!¹

Noch wollen wir hier eines andern Fabricates aus einem Fasernstoffe Erwähnung thun, welches, außerhalb des Archipels nur wenig bekannt, gleichwohl eine größere Verbreitung verdient und, wie es scheint, mit Vortheil ausgebeutet werden könnte. Es sind dies jene feinen, aus den Fasern einer Bromeliacee (*Ananassa sativa*) verfertigten vollkommen durchsichtigen Zeuge, welche den Eingeborenen zu Luxushemden, Chemisetten und Halstüchern dienen, und im Handel unter der Bezeichnung Grass cloths oder Piña bekannt sind.² Die Fäden dieses Gewebes sind so dünn, daß es nur in Räumen verfertigt werden kann, wo jede Bewegung der Luft ausgeschlossen ist. Gleichwohl verstehen die Eingeborenen die zierlichsten Dessins darauf zu sticken und würde es durch einen chemischen Proceß gelingen, dem Zeuge eine schönere, minder schmutzgelbe Farbe zu verleihen, so wäre die elegante Welt um einen der herrlichsten Stoffe bereichert, den es geben kann, um eine anmuthige Frauengestalt zu zieren, und ihre Reize, scheinbar in der Absicht sie zu verbergen, nur noch verrätherischer hervortreten zu lassen.

Ob schon die Jahreszeit, in welcher wir Manila besuchten, des häufigen Regenwetters wegen nur wenig zu Ausflügen einlud, so konnten wir doch dem Drange nicht widerstehen, eine kleine Reise ins Innere der Insel nach der berühmten Laguna de Bay zu unternehmen. Der Bremer Consul Herr S. Steffan, ein Schweizer von Geburt und Associé eines der angesehensten

¹ Manila-Hanf werthet durchschnittlich von 4½ bis 6 Dollars (beste Qualität) per spanischen Pital = 140 englische Pfund. Mit Dampfkraft gedrehte Taae (cordage) verschiedener Dimensionen werden von ½ bis 1 Zoll Dicke zu 25 spanische Piafter, von 1 bis 5 Zoll assortirt zu 10 spanische Piafter per Pital verkauft. Die Fracht beträgt auf Segelschiffen nach London 25 Pfund Sterling für eine Tonne (2000 Pfund englisch).

² Die unter dem Namen Sinamay bekannten Zeuge werden dagegen aus den Fasern der *Musa textilis* verfertigt. Sie sind weniger fein, aber gleichfalls durchsichtig und weit dauerhafter als die aus der Piña gewonnenen Stoffe.

Handlungshäuser (Nenny und Comp.) in Manila, welcher den österreichischen Reisenden vom Momente an, wo sie ihren Fuß auf philippinischen Boden setzten, die liebenswürdigste Gastfreundschaft erwies, war auch diesmal unser Begleiter. Zwei andere Fremde, ein englischer Maler und ein Kaufmann aus Amsterdam, schlossen sich uns an. Ersterer lebte schon längere Zeit auf der Insel und hatte deren zugänglichste Punkte bereits besucht und niedliche Skizzen davon entworfen; letzterer war im Jahre 1857, als der Zucker sehr billig im Preise stand, von seinem Hause nach Manila abgeschickt worden, um eine große Quantität dieses wichtigen Colonialproductes zu einem bestimmten Preise anzukaufen. Bis derselbe aber die Hauptstadt des Philippinen-Archipels erreichte, hatte der Werth des Zuckers in Folge ungünstiger Ernten die limitirte Biffer bereits überschritten, und ist seither sogar um mehr als das Dreifache gestiegen. Der Amsterdamer Agent wartete noch immer auf eine Baïsse und verstand es gar wohl sich inzwischen die Zeit zu vertreiben und an den verschiedensten Naturschönheiten der Insel seinen Blick zu ergößen.

Wir fuhren an einem grauen, trüben Morgen in kleinen gedeckten Banca's oder Ruderbooten den Pasigfluß hinauf, bis nach der Lagune, wo uns ein größeres Fahrzeug (Lorcha) erwartete, um die ganze Gesellschaft aufzunehmen, und nach einem Dorfe am entgegengesetzten Ufer des Sees zu bringen. Bei heiterem, sonnigem Wetter muß eine Bancafahrt am Pasigflusse, jener Herzader Manila's, welche die Stadt mit der Lagune und den verschiedenen Ansiedlungen längs dieses Binnensees verbindet, überaus angenehm sein. Die Flußufer sind zwar flach und unansehnlich, aber die Vegetation derselben zeichnet sich durch eine seltsame Fülle der herrlichsten Formen aus. Bambusaceen sind der Hauptschmuck der Ufer, an denen nur wenige Palmen zum Vorschein kommen und bloß ausnahmsweise an einigen Stellen Bananen, Zuckerrohr oder Reispflanzungen getroffen werden. Doch zeigt hier die zartgefiederte Bambusstaude eine Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der Formen, daß beim ersten Anblick ihre einzelnen Repräsentanten verschiedenen Pflanzenfamilien anzugehören scheinen. Wo an den Ufern Gestein zu Tage tritt, sind es Bänke von aschgrauem Bimssteintuff, welche den Baustein für Manila liefern. Nahe der Stadt liegen am Flußufer verschiedene Fabriksgebäude und Eisengießereien, weiter stromaufwärts erheben sich die Landhäuser reicher Westizen und fremder Ansiedler, so wie der Palast des Generalgouverneurs, und endlich folgen tagalische Dörfer, niedrige Rohrhütten,

geschaart um stattliche Kirchen und Pfarrhöfe, welche aus lieblichen Bambuswäldchen höchst malerisch hervorstechen.

Es giebt dreierlei Fahrzeuge, deren man sich zur Beschißung des Pasigflusses und der Lagune bedient: die Banca's, welche aus einem großen ausgehöhlten Baumstamm mit einer Ueberdachung aus Bambusrohr bestehen; die Lorch'a's oder Falia's, große, bequeme aber schwerfällige Ruderfahrzeuge, welche namentlich während der regnerischen Jahreszeit, wenn der See stark bewegt ist, zur Befahrung desselben verwendet werden, und die Casco's, welche an beiden Enden gleich breit sind und mehr das Ansehen von Flößen haben. Die letzteren dienen hauptsächlich zur Verführung von großen Lasten und sind bei den Eingeborenen aus dem Grunde besonders beliebt, weil man damit sowohl segeln als rudern kann. Indes findet man auf der Lagune noch eine Art von Booten, welche Paráhos heißen, eine Bezeichnung, die höchst wahrscheinlich vom malayischen Práu abzuleiten ist, welchem Fahrzeuge dieselben auch in ihrer Form und der Weise sie zu führen gleichen.

Am Pasigfluß herrscht immerwährend überraschend viel Leben. Zahllose Fahrzeuge bewegen sich theils geschäftig nach der Hauptstadt, um derselben Lebensmittel und andere Naturproducte, ja sogar Trinkwasser zuzuführen, welches aus großer Entfernung in Fässern herbeigeschafft werden muß, oder sie kehren beladen mit Einkäufen aller Art von Manila zurück, bereit, die Bewohner der Uferansiedlungen mit den verschiedenartigsten Bedürfnissen zu versehen. Wir bekamen auf dieser Fahrt häufig den Martinesvogel (*Pastor roseus*), den bekannten Heuschreckenverfolger zu Gesicht, welcher vor ungefähr fünf Jahren mit ziemlichem Kostenaufwand aus China eingeführt wurde, um die für den Landwirth so gefährlichen Locusten zu vertilgen. Allein seitdem sich dieser Vogel, dessen Tödtung mit Gefängnißstrafe bedroht ist, im Lande befindet, scheint er sein Glück nach Grashüpfern verloren zu haben, indem er angesichts der größten Heuschreckenschwärme ruhig und gelassen auf den Bäumen oder Dächern sitzen bleibt. Wahrscheinlich ist die Masse dieser feindlichen Insecten in China weniger groß, wie auf Manila, wo diese gefräßige Wanderschaft oft dichte Schwärme bildet, welche, gleich schwarzen Wolken, das Licht des Tages verdunkeln. Vielleicht ist auch die Nahrung dieser Vögel in China spärlicher wie hier, wo dieselben, gewissermaßen als Hausthiere behandelt und domesticirt, vielfach Gelegenheit finden ihren Hunger anderweitig zu stillen.

Im Dorfe Patero (von Pato, Ente), das sich mindestens in einer Ausdehnung von fünf englischen Meilen am linken Flussufer hinzieht, beschäftigen sich die Bewohner größtentheils mit Entenzucht. Vor jeder Hütte befindet sich gegen den Fluß zu ein großer eingezäunter Platz, wo diese Thiere sich sonnen und nach Belieben im Wasser baden können. Der vom Fluß bespülte Boden des kleinen Geflügelhofes wird jeden Morgen mit Sorgfalt gereinigt, umgegraben und täglich von neuem mit einer großen Menge von Schalthieren angefüllt, welche den Enten zum Futter dienen und von den Eingeborenen in kleinen Canoes aus dem See geholt werden, wo dieselben zu Milliarden im Schlamm leben. Der Anblick der schräg aufsteigenden Versammlungsplätze dieser schnatternden Wasserbewohner, so wie der Lärm, den sie verursachen, erinnerte uns lebhaft an die wunderlichen Pinguins auf der Felseninsel St. Paul im südindischen Ocean. In Patero werden jährlich Millionen von Enten als Handelsartikel gezogen, indem die Tagalen, gleich den Chinesen, halbausgebrütete Eier und Küchlein für besondere Leckerbissen halten.

Die Eingeborenen, die wir unterwegs trafen, trugen alle große runde Hüte, aus Strohgeflecht oder Bambus, weiße Hosen und das Hemd darüber, eine so wunderliche Sitte, daß sich das Auge des Fremden nur allmählig an dieselbe zu gewöhnen vermag. Je weiter wir uns von der Hauptstadt entfernten, desto mehr verlor sich auch die Kenntniß der spanischen Sprache, und in der Nähe der Lagune hört man die Eingeborenen nur mehr tagalisch und bisajisch sprechen.

Es war anfänglich unsere Absicht mit den Banca's bis zum Eingange in die Lagune zu rudern, wo uns die Lorch, welche schon Tages zuvor von Manila abgefahren war, verabredetermaßen zu erwarten hatte. Allein schon auf halbem Wege unweit des Dorfes Pasig holten wir das schwerfällige Fahrzeug ein, und es wurde nun beschloffen sofort auf dasselbe zu übersiedeln und uns mit allen unsern Gepäcksstücken und Provisionen so gemächlich als möglich für einige Tage und Nächte einzurichten.

Da völlige Windstille herrschte und die Lorch mit Stangen fortgestoßen werden mußte, so dauerte es ziemlich lange, bis wir endlich die Einfahrt in die Lagune erreichten, wo industriöse Eingeborene ganz eigenthümlich construirte Netze und Fischfang-Apparate aufgerichtet hatten. Die Ufer der Lagune sind bis weit hinein dicht besetzt mit Tausenden von

jogenannten Corals oder Fischställen, und man braucht einen eigenen Piloten um durch dieses Labyrinth von Fang-Apparaten der mannigfachsten Form den Weg ins freie Fahrwasser zu finden. Seltsamer Weise sind es zum größten Theile tagalische Weiber, welche das Fischerhandwerk treiben, während ihre Männer, wie man uns sagte, zu Hause sitzen und sticken sollen. In der Nähe der Einfahrt ist eine Art Wachtschiff stationirt. Ein tagalischer Aufseher verlangte unsere Pässe, drehte dieselben mit gewichtiger Amtsmiene einige Male in seinen Händen herum und stellte sie dann wieder zurück. Der Diener des Geſetzes konnte augenscheinlich gar nicht lesen, aber gerade darum that er doppelt geschäftig, aus Furcht sich Europäern gegenüber eine Blöße zu geben.

Die „Laguna de Bay“ ist ein Süßwasserbecken von solcher Länge und Breite, daß man selbst an heiteren Tagen an der Einfahrt die quer gegenüberliegenden Ufer nicht auszunehmen vermag, um wie viel weniger bei einem so regnerischen Wetter, wie wir es während der ganzen Fahrt trafen. Indeß steht die Lagune weit hinter den Süßwasserseen Nordamerika's zurück. Ihre größte Breite dürfte kaum mehr als 30 englische Meilen betragen.¹ Ringsum an den fruchtbaren Ufern des lieblichen Sees liegen kleine Ortschaften und der tägliche Verkehr mit der Hauptstadt ist ein so bedeutender, daß sich eine Dampfschiffverbindung mit derselben sehr wohl rentiren würde. Während man auf der einen Seite die Kosten scheut, diese für die Erleichterung des öffentlichen Verkehrs höchst wichtige Unternehmung ins Leben zu rufen, beschäftigt man sich andererseits mit dem großartigen Werke (freilich schon seit vierzehn Jahren und vorerst nur im Gedanken) die Lagune durch einen Canal derart mit dem Ocean zu verbinden, daß Schiffe von der Südseite der Insel, ohne erst ganz Luzon umschiffen zu müssen, mit Leichtigkeit und Wegerparniß nach Manila zu gelangen vermögen. Dieser Durchstich der kleinen Landzunge wäre allerdings von unberechenbarer Tragweite für das Land, die Schifffahrt und den Handel, vorausgesetzt, daß die Ausführung dieses gewaltigen Projectes Hand in Hand ginge mit liberalen politischen Maßregeln, mit der Aufhebung jenes despotischen Druckes, welcher gegenwärtig wie ein Alp auf jeder Art geistiger und physischer Regsamkeit

¹ Nach Buzeta hat die Lagune einen Umfang von 136 spanische Leguas, und eine durchschnittliche Tiefe von 15 bis 16 Brazas (90 bis 96 Fuß). Während sich 13 größere und kleinere Flüsse in dieselbe ergießen, ist es der Pañig allein, welcher aus der Lagune kommt und ihre Gewässer dem Meere zuführt.

lastet. Man erkläre Manila zum Freihafen, gestatte den Schiffen aller handeltreibenden Völker ungehindert den Besuch der verschiedenen Hafensplätze des Archipels, und Spanien wird von solchen Maßregeln gewichtigere Vortheile ziehen, als von seiner dormaligen retrograden Colonialpolitik, welche für die Dauer nur Unzufriedenheit und Verarmung zur Folge haben kann. Ein vorurtheilsfreier spanischer Staatsmann könnte viele werthvolle Erfahrungen machen durch einen auch nur flüchtigen Besuch der Nachbarcolonie Singapore, jener bewunderungswerthen britischen Ansiedlung, welche sich durch freisinnige, dem Geiste des Jahrhunderts entsprechende Handelsgesetze von einem, von der schiffahrenden Welt gemiedenen Versteck beute-süchtiger Piraten zum blühendsten Emporium des ganzen malayischen Archipels emporgeschwungen hat. Manila's Lage, so wie seine zahlreichen natürlichen Hülfquellen lassen diese Insel in mehrfachem Vortheile gegen Singapore erscheinen, aber was nützen die herrlichsten Schätze der Natur, wenn der Geist fehlt, welcher sie zu gebrauchen und zu verwerthen versteht.

Das fortwährende ungünstige Wetter nöthigte uns die Nacht auf eine wenig behagliche Weise auf der Lorch zu verleben; erst am Morgen nach unserer Abfahrt von Manila erreichten wir das, am südlichen Ufer der Lagune gelegene Dorf Los Baños, wo wir beim Padre Lorenzo, einem Tagalen (Denn nur die Mönche sind Spanier von Geblüt, während es unter den Weltgeistlichen viele Farbige giebt), freundliche Aufnahme fanden. Das Pfarrhaus, früher ein Spital, ist ein hübsches, umfangreiches Gebäude mit gedeckten Terrassen, welche sowohl nach dem See, als auch nach den in der Nähe des Dorfes sich erhebenden Bergen anheimelnde Ausichten bieten. Hier trafen wir mit jenen Expeditionsmitgliedern zusammen, welche, da wir auf der, von uns gemietheten Lorch nicht alle Platz fanden, auf einem zweiten Fahrzeuge die Reise nach Los Baños unternommen hatten. Der Regierungsbeamte im Dorfe Pañig war so gefällig, denselben ein für die Lagune bestimmtes, völlig ausgerüstetes und armirtes Kriegsboot zur Verfügung zu stellen. Und es ist keineswegs übertriebene Vorsicht, bei einer Fahrt über die Lagune bewaffnet zu sein, indem es nicht selten vorkommen soll, daß sorglose Fremde völlig ausgeraubt nach Manila zurückkehren.

Wir hatten große Noth, dem in der Geographie nicht sehr bewanderten Padre Lorenzo begreiflich zu machen, aus welchem Lande wir kamen und welcher Nation wir angehörten. Die Eingeborenen auf Luzon glauben

nämlich, die ganze Menschheit bestehe nur aus zwei Nationen: aus Spaniern und Engländern; die ersteren betrachten sie als ihre rechtmäßigen Herren, die letzteren flößen ihnen durch ihre politische und commercielle Macht mehr Furcht als Sympathien ein, und dieses Gefühl wird noch genährt durch die Geistlichkeit, welche ihrem naiven Gemüthe die grauenhaftesten Schilderungen von Allem macht, was nicht römisch-katholisch ist.

Los Baños oder die Bäder, wegen der vielen heißen Quellen so genannt, welche ganz in der Nähe am Fuße des gegenwärtig erloschenen, bis zu seinem Gipfel dicht bewaldeten Vulcankegels Maquilin entspringen, wurden schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Kranken besucht, welche daselbst für die verschiedensten Körpergebrechen Heilung zu finden hofften. Im Interesse der leidenden Menschheit hatten die zu jener Zeit so einflußreichen Franciscanermönche über den Quellen Badehütten, und in der Nähe ein Hospital de Nuestra Senora de Aguas Santas de Maynit¹ errichten lassen. Obgleich dermalen in einem höchst verwahrlosten und verfallenen Zustande, besteht doch noch dicht am Ufer ein mit einer Mauer umgebener Raum, aus dessen Tiefe heißes Wasser mit einer Temperatur von 86° C. hervorprudelt, welches zuweilen von Eingeborenen und Fremden zu einem Dampfbade benützt wird, wiewohl diese Thermen im Allgemeinen weit mehr zum Abbrühen von Hühnern als zu Heilzwecken Verwendung finden. Die ganze Gegend ist vulcanisch. Hinter dem ungefähr 3400 Fuß hohen Maquilin liegt mitten in einem tiefen See der thätige Krater des berühmten Vulcans von Taal, und zur Seite des erstgenannten Berges erhebt sich in blauer Ferne, 6 bis 7000 Fuß hoch, die gewaltige Masse des Majanjangebirges,² eines gänzlich erloschenen Vulcansystems. Eine drückende Schwüle in der Atmosphäre, wie wir sie niemals früher empfunden, und ein drohendes Gewitter ließ unsere Pläne zu weiteren Ausflügen nach den Bergen nicht zur Ausführung kommen. Wohl mit Recht mag ein Theil der hier herrschenden Hitze der großen Menge fast siedend heißen Wassers zugeschrieben werden, welche dem Fuße des Maquilin entströmt, so daß selbst an völlig klaren Tagen, wenn die Berggipfel ganz wolkenfrei sind, die Gegend von Los Baños doch immer in eine Dunst-atmosphäre gehüllt erscheint.

¹ Von Mainit, tagalisch: heiß.

² Sprich: Machaitai.



Los Niños am südlichen Ufer der Laguna de Bhaq.

BRANDT

Der Glanzpunkt und die unvergeßlichste Erscheinung unseres ganzen Ausfluges war ein Besuch der nur eine Meile von Los Baños entfernten Laguna encantada oder des bezauberten Sees (tagalisch Socol). Vulcanismus und Tropenpracht haben hier eines der geheimnißvollsten, eigenthümlichsten Naturbilder geschaffen, welches des Menschen Auge zu schauen im Stande ist. Obgleich nur ein schmaler Hügel das kleine Wasserbecken von der großen Lagune trennt, so ist doch der Zugang außerordentlich mühevoll und schwierig. Man muß zuweilen die Hände zu Hülfe nehmen, um durch das Dickicht, an der steilen Felswand hinab, nach dem Seeufer zu gelangen. Selbst die ausgehöhlten Baumstämme, in welchen man den See zu befahren pflegt, müssen über diesen unwirthbaren Hügel geschafft werden. Da die Lagune in dem unheimlichen Rufe steht, der Sammelplatz zahlreicher beutegieriger Krokodile zu sein, welche schon zu verschiedenen Malen die kleinen schmalen Canoes, die sich darauf wagten, umwarfen und deren menschlichen Inhalt ohne viel Umstände verschlangen, so gebrauchen die Eingeborenen die Vorsicht, zwei oder drei solche ausgehöhlte Baumstämme mit Bambus und Stricken neben einander festzubinden, um bei der Beschiffung dieses schauerlichen Kaiman-Abyses weniger Gefahr zu laufen umgestürzt werden zu können.

Während die Eingeborenen diese Nignonfahrzeuge herrichteten, standen wir am Ufer, ein jeder versunken in den Anblick dieses wundervollen Naturgemäldes. Ruhig und geheimnißvoll lag der See vor uns, ein kreisrundes, von zahllosen, fast mikroskopischen Wasserpflanzen tiefgrünes Becken, der Sage nach unergründlich, eingeschlossen von einem kraterähnlichen Wall von Lavablöcken. Ueberall am Ufer entfaltete sich der reichste Tropenwald, uralte Riesenstämme, mit üppig wuchernden Schlingpflanzen wild versflochten, erhoben majestätisch das Haupt; ihre üppigen Laubkronen spiegelten sich auf der glatten Wasserfläche und bildeten rings um den See einen dunklen schattigen Saum. Große, braune, räthselhafte Früchte hingen von den höchsten Zweigen der Bäume herab. Eine lautlose Stille herrschte. Nur dann und wann ließ sich die Stimme eines Vogels, oder das dumpfe Rollen des fernen Donners vernehmen. Wir bestiegen die Canoes und fuhren schweigsam über den See. Um das Abenteuerliche der Fahrt noch zu vermehren, fing es plötzlich ziemlich stark zu regnen an. Einige aus der Gesellschaft ahmten die höchst praktische Sitte der Eingeborenen nach, zogen rasch ihre Leinwandkleidung aus und ließen sorglos den lauen Regen auf

den nackten Oberkörper fallen, während sie den Anzug unter dem Sitze im Canoe vor Durchnässung zu schützen besorgt waren. Auffallender Weise



Lagana rucaatada.

kamen die Alligatoren durchaus nicht in jener Anzahl zum Vorschein, als wir nach den Erzählungen unserer tagalischen Begleiter erwartet hatten. Wir erblickten ein einziges dieser Ungethüme, von ungefähr 15 Fuß Länge,

das aber rasch wieder vor uns in der Tiefe verschwand.¹ Unsere Führer meinten, es wäre zweckmäßig gewesen, einen Hund mitzunehmen, dessen Gebell die Krokodile sicher aufgeschreckt hätte. Da es sollen zuweilen Reisende Hunde und andere Thiere völlig opfern, um jene raubgierigen Ungeheuer aus der schaurigen Tiefe heraufzulocken und auf dieselben Jagd machen zu können.

Blieb uns aber auch dieser Anblick versagt, so wurden wir dafür durch ein anderes nicht minder eigenthümliches Schauspiel entschädigt. Kaum war nämlich ein Schuß auf einen über den See hinstreichenden Wasservogel gefallen, als es mit einem Male auf den Bäumen und im Dickicht lebendig wurde. Kreischend und schwirrend flog und flatterte es wild durcheinander. Tausende von Vögeln, welche am Strande im Schatten verborgen saßen, Waldtauben und zahllose Schaaren riesiger Fledermäuse waren plötzlich aus ihrer sorglosen Ruhe aufgeschreckt worden und flüchteten ängstlich vor dem feindlichen Geschloß. Die räthselhaften Früchte, welche wie verzaubert von den Bäumen herabhingen; verwandelten sich in fliegende Hunde (*Pteropus edulis*) und zogen in ungeheueren Schaaren, welche das Tageslicht verdunkelten, scheu über unsere Häupter dahin, hastig im Dickicht nach einem Versteck suchend, das sie dem Späherauge des Jägers entzog. Gleichwohl würden wir viele dieser wunderlichen Thiere erlegt haben, hätten sich nicht unsere Flinten durch den anhaltenden Regen in einem völlig untauglichen Zustande befunden, so daß wir zufrieden sein mußten, wenigstens einige Exemplare für unsere zoologische Sammlung zu erbeuten.

Als wir von diesem merkwürdigen Ausfluge nach dem Pfarrhause zurückkamen, trafen wir daselbst den Alcade Mayor, welcher aus dem benachbarten Städtchen Sta. Cruz nach Los Baños gekommen war, um die fremden Reisenden zu begrüßen und ihnen seine Dienste anzutragen. Der Alcade Mayor oder Gobernador ist der höchste Beamte, der Chef der Administration und der Justiz der Provinz, eine Art Kreishauptmann, unter welchem die Gobernadoreillos, oder Bezirksrichter stehen, von denen wieder

¹ Die Größe, welche Alligatoren oder Kaimans in der Lagune erreichen, grenzt an Unglaubliche. Baron v. Hügel erzählt in seinem schon erwähnten interessanten Werke von einem französischen Ansiedler in Jallajalla (sprich Challahalla), welcher ihm versicherte, einmal einen Alligator getödtet zu haben dessen Kopf allein 250 Pfund wog, während der Körper 10 Fuß im Umfange maß. Derselbe lag an der Flussmündung im Schlamm begraben und war zu schwer, um ans Land geschleppt und gemessen zu werden, so daß nur der Kopf als Siegestrophäe abgehauen und nach Hause gebracht wurde.

die Cabezas¹ oder Gemeindevorsteher eine niedere Rangstufe bilden. Die Hauptobliegenheit dieser eingeborenen Beamten besteht in dem richtigen Einsammeln des Tributes oder der Kopfsteuer. Diese Abgabe zerfällt in drei Abtheilungen: in den Beitrag zur Deckung der Staatsbedürfnisse, welcher 5, in jenen für Kirchenzwecke, welcher 3, und in jenen für Gemeinde-Erfordernisse, welcher 1 Realen ausmacht, so daß die ganze Last für jedes steuerpflichtige Individuum 9 Realen jährlich beträgt.² Außer den Eingeborenen sind auch die auf Manila lebenden Chinesen und chinesischen Mestizen einer Kopfsteuer unterworfen, und zwar werden die Vollblutchinesen nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und der Art ihrer Beschäftigung besteuert. Sie bezahlen durchschnittlich über 17 Piafter oder siebenzehn Mal so viel als die Eingeborenen. Die Kopfsteuer der chinesischen Mestizen (Mischlinge) beträgt 18 Realen oder doppelt so viel als jene der Eingeborenen. Kopfsteuerpflichtig sind alle männlichen Individuen, welche das zwanzigste Lebensjahr überschritten, so wie alle weiblichen Bewohner, wenn sie verheiratet oder ein Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht haben. Von der Kopfsteuer ausgenommen sind: alle Spanier und ihre Mestizen-Abkömmlinge, alle fremden Bewohner außer den Chinesen, so wie alle Eingeborenen über sechzig Jahre und einige wenige eingeborene Familien, deren Vorfahren der spanischen Regierung zur Zeit der Eroberung gewisse Dienste geleistet haben; endlich die jeweiligen einheimischen Autoritäten während der Dauer ihres Amtes (gemeiniglich sechs Jahre).³

Am Morgen nach unserem Ausfluge nach dem bezauberten See wurde in den Sümpfen in der Umgebung von Calamba eine Jagd auf Wasservögel unternommen, welche eine interessante Beute lieferte und noch reichlicher und ergiebiger ausgefallen wäre, wenn dieselbe nicht durch die plötzliche Erkrankung eines Canoeführers hätte unterbrochen werden müssen. Da in den vorhergegangenen Tagen einige Cholerafälle vorgekommen waren, so schien um so größere Vorsicht geboten. Merkwürdiger Weise ruderte der Erkrankte trotz des Unwohlseins unverdrossen fort, bis die Gesellschaft wieder in Los Baños anlangte, und zeigte sogar fortwährend das lebhafteste Interesse

¹ Cabeza, im Spanischen: Kopf, Häuptling.

² 8 Realen = 1 spanischer Piafter oder Duro = 2 Gulden 10 Kreuzer österr. Währung.

³ Eine andere Art von Kopfsteuer ist die von den Eingeborenen zu leistende Frohnarbeit, welche in Straßen- und Brückenbau, in der Beförderung der Post und des Gepäcks von Militärs und Civilreisenden u. s. w. besteht.

an der Jagd, indem er unaufhörlich auf die Vögel aufmerksam machte, welche sein scharfes Auge in der Ferne erspähte oder die in der Nähe unbeobachtet sich auf dem Wasser wiegten.

Im Pfarrhause war inzwischen einer der Zoologen mit Präparirung der interessantesten der erlegten Thiere thätig. Padre Lorenzo traute seinen Augen nicht, als er den Naturforscher, wie es schien gerade auf seinem Lieblingsplätzchen, auf der Terrasse, einer so blutigen Beschäftigung sich hingeben und an den Cadavern von ein paar Duzend Vögeln die verschiedensten Secirungen vornehmen sah. Nach welcher Richtung man sich auch im Zimmer bewegen mochte, überall begegnete das Auge buntgefiederten Vögeln, Niesenfledermäusen, Affen, oder mit Weingeist gefüllten Gefäßen, in denen sich Schlangen, Fische und andere kleine Seebewohner aufbewahrt befanden. Der arme, an Stille und Einsamkeit gewöhnte Padre schien überzeugt, er müsse sich arg versündigt haben, daß diese harte Strafe über ihn komme und eine so große Anzahl von Fremdlingen sein sonst friedliches Asyl mit solch schauerlichen Beschäftigungen beunruhigte. Die Jugend des Dorfes, aufgemuntert durch die versprochene Belohnung, trug noch bei, die zoologische Sammlung zu vermehren, und kam athemlos mit den unbedeutendsten Gegenständen herbeigelaufen, um sie dem seltsamen Manne zu zeigen, welcher an Schlangen und Insecten so großen Gefallen fand und dieselben noch obendrein für blankes Geld kaufte!

Padre Lorenzo sollte indeß die unliebsamen Gäste, mit denen er sich nicht einmal verständigen konnte, bald wieder los werden. Noch am nämlichen Tage, wo des Morgens in den Sümpfen von Calamba gejagt wurde, brach die Reisegesellschaft wieder von Los Baños auf und ließ dem gefälligen Padre als Dank für die ihm verursachten Unbequemlichkeiten einige der mitgebrachten europäischen Provisionen als Geschenk zurück, was dem braven Manne große Freude machte und ihn mit den „Estranjeros“ völlig zu versöhnen schien. Ein Theil der Expeditionsmitglieder besuchte noch die, dicht am Ufer der Lagune gelegenen beiden Dörfer Zallajalla und Binangonan, Gegenden, welche in geologischer Beziehung manche interessante Aufschlüsse gaben, während die übrigen auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, nach Manila zurückkehrten. Leider begleitete auch die Rückfahrt höchst ungünstiges Wetter. Der Regen fiel unaufhörlich in Strömen, so daß man Stunden lang nicht auf Deck gehen, sondern

sich in dem wenig behaglichen Kajütenraume aufhalten mußte. Indes suchte man sich so gut es ging die Zeit zu vertreiben. Man discutirte über die verschiedenartigsten Dinge, lachte, sang und — rauchte, eine Gewohnheit, welche, nebenbei gesagt, so allgemein und constant ist, daß der Pöbete mit glühender Spitze ohne Unterlaß von Hand zu Hand geht. Es ist dies eine Art Zunder, welcher in China in der Form von kleinen dünnen Stangen aus einer Mischung von feinen Cedern- und Fichten-Holzspänen und Lehm bereitet wird und, meist aus Macao kommend, einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet. Diese ungefähr einen Fuß langen Stangen brennen, wenn angezündet, derart langsam und regelmäßig, daß sie die Chinesen häufig als Zeitmesser benützen. Ein Kistchen von acht Kubikfuß, gefüllt mit Pöbete (schi-schin-hiang), oder joss-sticks, wie die Engländer diesen Zunder nennen, der über den ganzen malayischen Archipel bis Madras Verbreitung findet, kostet 2½ bis 4 mexicanische Dollars.

Gegen elf Uhr Nachts trafen wir wieder in Manila ein. Das Wetter hatte sich etwas zum Bessern gestaltet, der Regen aufgehört und Stadt und Umgebung strahlten im Schimmer zahlloser buntfärbiger Lampen, welche als Freudenfeuer den Jubel der Bevölkerung über die Geburt des Prinzen von Asturien versinnbildlichen sollten. Aber es währte nicht lange, so wurde die leuchtende Freude durch heftige Regengüsse wieder gedämpft und da sich diese Enttäuschung schon mehrere Abende nach einander wiederholte, so war man es endlich müde geworden die Beleuchtung noch länger zu verschieben und die schimmernden Triumphbogen zerfielen wieder in ihre rohen Atome, in ungehobelte Bretter und Holzpflocke, in Nägel und Lämpchen. —

An weitere Ausflüge war bei der herrschenden Regenzeit nicht zu denken. Man mußte sich begnügen, während des noch gebotenen kurzen Aufenthaltes in der Stadt und nächsten Umgebung das Sehenswerthe kennen zu lernen.

Noch mancher Gang wurde nach der innern Stadt, nach der Festung und den Klöstern unternommen und die Besichtigung verschiedener Anstalten nachgeholt. Unter diesen verdienen besonders zwei einer näheren Erwähnung. Die sogenannte Biblioteca Militar und das große, unter der Leitung der barmherzigen Brüder stehende Spital von San Juan de Dios.

Die Militärbibliothek, welche in einem Theile des früheren durch Erdbeben halb zerstörten Jesuitenklosters sich befindet,¹ zog uns weniger durch ihre bibliographischen Schätze, als durch eine kleine Sammlung naturhistorischer Gegenstände an, zu der erst wenige Monate vor unserer Ankunft der Grund gelegt worden war. Dieselbe verdient um so mehr Beachtung, als sie nicht von einem Naturforscher vom Fache, sondern blos von einem „aficionado“ oder Freunde der Naturwissenschaften, dem Obersten Miguel Creus ins Leben gerufen wurde. Obschon noch sehr mangelhaft, ist jedenfalls mit diesem Versuche ein schöner vielversprechender Anfang zu einem werthvollen naturhistorischen Museum gemacht, welches dermalen außer ungefähr 100 Vogelspecies und einigen Säugethieren, auch eine Anzahl von ethnographischen Gegenständen, geologischen Stufen, Fabricaten und Producten des Archipels (darunter 37 verschiedene Reispflanzen) umfaßt. Bei der Fülle des Archipels an Naturschätzen, von denen einige, namentlich Conchylien, an Farbenschmuck, Zierlichkeit und Pracht der Formen wohl alles übertreffen, was man in dieser Beziehung bisher auf irgend einem Punkt der Erde angetroffen hat,² ist durch diese kleine Sammlung der Grundstein zu einem der schönsten und wundervollsten naturhistorischen Museen gelegt, vorausgesetzt, daß das löbliche Streben des Gründers Unterstützung findet und am Begonnenen mit gleicher Energie, Liebe und Ausdauer fortgebaut wird.³

Das große Civilspital, wohin uns ein in Manila ansässiger Schottländer, Dr. Foulerton, zu begleiten die Güte hatte, ist eine sehr umfangreiche Baute mit großen breiten Sälen, aber schmutzig und schlecht gehalten,

¹ Die Kirche ist völlig eingestürzt, und eben so befindet sich ein Theil des Klosters in sehr wüstem verwahrlostem Zustande, doch sprach man gegen uns die Hoffnung aus, daß im nächsten Jahre (1859) Mitglieder der Gesellschaft Jesu aus Europa nach den Philippinen kommen und den Bau ihres Klosters, so wie ihre geistlichen Arbeiten wieder aufnehmen würden.

² Die Schönheit und Eleganz der auf Manila vorkommenden Conchylien ist so groß, daß ein englischer Schiffscapitän, welcher ohne specielle Kenntnisse, aus Speculation eine Schiffsladung von Muscheln von den Philippinen nach Europa brachte, sich durch deren Verkauf nicht nur ein sehr bedeutendes Vermögen machte, sondern dadurch in der naturwissenschaftlichen Welt auch zu einem gewissen Rufe gelangte.

³ Leider fanden Naturforscher bisher von Seite der Regierung nur wenig Unterstützung und Aufmunterung, und viele Theile des Innern bleiben ihnen noch immer verschlossen oder sind nur mit der größten Schwierigkeit zugänglich. Gleichwohl lockt der unbekannt Zustand der Inseln fortwährend fremde Forscher dahin, und noch in der letzten Zeit befanden sich wieder Theodor Zagor aus Berlin, Dr. Karl Semper aus Hamburg und Mr. La Porte aus Paris zu naturwissenschaftlichen Zwecken im Archipel; aber die meisten kehren enttäuscht und unbefriedigt aus einem Lande zurück, wo man namentlich jede naturwissenschaftliche Thätigkeit ungerne sieht und ihr mit verdächtigen Blicken folgt.

und es ist kein Wunder, daß angeblich viele franke Eingeborene lieber Gefahr laufen zu Hause zu sterben, als sich nach dieser Anstalt zur Heilung bringen zu lassen. In der That sind auch die meisten Säle leer und ausgeräumt und im ganzen Gebäude kaum 30 Krankenbetten besetzt, was in einer nichts weniger als gefunden Stadt mit 130.000 Seelen, in der sich ein einziges Civilspital befindet, jedenfalls eine auffallende Erscheinung ist. Jedes Jahr am Johannistage geben die Ordensbrüder ein Fest; dann werden auch die verschiedenen Räume geschauert, gefegt und gepuht, und die gerade im Spital sich befindlichen Kranken wohnen der Feier bei und bekommen, unbekümmert um Diätücksichten, zu essen und zu trinken nach Herzenslust. Um jene Zeit soll auch das Spital am meisten besucht sein, und zwar nicht bloß von wirklichen Kranken, sondern hauptsächlich von solchen, welche sich erst durch den übermäßigen Genuß der am Johannistage so reichlich gebotenen Speisen und Getränke zum Spitalsaufenthalte qualificiren. Als die Engländer zu Ende des vorigen Jahrhunderts Manila besetzten, benützten sie dieses Gebäude zur Caserne, und aus diesem Grunde blieb die Kirche neunzig Jahre hindurch entweicht. Erst im Jahre 1857 geschah neuerdings die Einsegnung zum Gotteshause.

Noch giebt es ein Spital für Militär in der Calle de Hospicio, welches etwas besser gehalten ist und nicht, wie das erstere, von Ordensbrüdern geleitet wird, sondern unter ärztlicher Aufsicht steht. Leider lassen hier die Localitäten sehr viel zu wünschen übrig. Die Säle, ohne genügende Ventilation, befinden sich in unmittelbarer Nähe von der Küche, so daß Rauch und Geruch den Kranken sehr lästig fallen müssen. In den verschiedenen Räumen befanden sich ungefähr 150 bis 200 Kranke, deren Loos durch die geringe Sorgfalt, welche man ihnen zuwendet, doppelt Mitleiden erregt.

Während unseres kurzen Aufenthaltes in Manila bot sich leider keine Gelegenheit, eine jener kirchlichen Processionen zu sehen, welche im Laufe des Jahres daselbst so häufig stattzufinden pflegen. Wir bedauerten dies um so mehr, als man uns viel von den Eigenthümlichkeiten dieser festlichen Umzüge erzählte. Aehnlich wie in den früheren spanischen Besitzungen Mittel- und Südamerika's erscheint auch hier katholische Andachtsweise mit heidnischen Ceremonien auf das Wunderlichste vermischt. Die ersten spanischen Missionäre glaubten durch die Beibehaltung einzelner alter Gebräuche das Werk der Bekehrung zu erleichtern und die Zahl der Neophyten zu

vermehren. Sie fanden nicht nur kein Aergerniß daran, wenn eingeborene Männer und Kinder im verschiedensten Mummenschanz, bald als zwölf Fuß hohe Riesen, bald als malayische Krieger, bald als wilde Ureinwohner phantastisch costümiert mit Bogen und Pfeil, mitten im Festzuge vor lebensgroßen, reichgeschmückten Heiligenfiguren einherhüpften und allerlei possierliche Tänze aufführten, sondern schienen dadurch mit Wohlgefallen andeuten zu wollen, daß die wilden Gestalten, welche die Spanier bei ihrer ersten Landung in den verschiedenen Theilen der Insel vorfanden, nun alle der Kirche unterthan sind und in ihrem Dienste sich des Lebens freuen. Auch eine Anzahl Eingeborener in häßlichen Thiermasken, so wie mit Blumen reich geschmückte Mädchen in blendend weißen Kleidern und eine phantastisch aufgeputzte „lustige Person“, welche von Zeit zu Zeit nationale Gesänge und Tänze zum Besten giebt, befinden sich in einem solchen Zuge, welchen chor singende Mönche mit brennenden Kerzen und eine große Menge gläubigen Volkes schließen.

Auf den Europäer macht der Anblick derartiger Processionen nichts weniger als einen erbauenden Eindruck, aber auf die Sinne der Masse scheinen dieselben eine nachhaltige Wirkung zu üben, und noch viele Wochen später erzählt man sich im traulichen Familienkreise, ein Cigaritto schmauchend, von dem Schaugepränge und den bunten Episoden solcher Festlichkeiten. Würde es überhaupt gerecht sein, den religiösen Sinn eines Volkes nach gewissen Aeußerlichkeiten zu beurtheilen, so müßte man die Tagalen für das frömmste Volk der Erde halten. Wo immer die Eingeborenen mit der Kirche in Contact kommen, benehmen sie sich außerordentlich devot und ehrerbietig, und selbst in den geringsten Erscheinungen giebt sich der große Einfluß der Geistlichkeit auf die Menge kund. Am augenfälligsten ist dies jeden Abend der Fall, wenn die Glocke zum Ave Maria läutet. Wie ein Zauberschlag wirkt ihr Ton, so weit er gehört wird, auf die ganze Bevölkerung, und einen Moment lang tritt in dem erst noch so wirren Getriebe ein völliger Stillstand ein. Der Arbeiter wie der Spaziergänger, die vornehmen Damen und Herren in den eleganten Carossen, wie der Tagale, welcher nach vollbrachtem Tagewerke sein beladenes Maulthier nach Hause treibt, werden in gleichem Maße von der Weihe des Augenblickes berührt. Alle Wagen halten plötzlich inne, Herren und Diener entblößen das Haupt, die dahin wogende Menge bleibt wie gefesselt stehen und sinkt mit abgenommener Kopfbedeckung

und ausgelöschter Cigarre betend auf die Kniee; niemand würde es wagen, die herrschende feierliche Ruhe zu unterbrechen, so lange das Marienglöcklein läutet. Erst nachdem dieses schweigt, setzt ein jeder zu Fuß und zu Wagen seinen Weg wieder fort, und glaubt sich nun mit um so größerer Berechtigung der Freude und dem Vergnügen hingeben zu können.

Man schilderte uns das Leben während der trockenen Jahreszeit als überaus heiter und fröhlich. Fast jeden Abend soll dann eine heitere Menge singend und scherzend durch die Straßen ziehen und aus jeder Hütte ein lustiges Lied von Guitarrenklang begleitet ertönen. Wir hatten einen kleinen Vorgeschnack von der Heiterkeit, die an lieblichen Sommerabenden in Manila herrschen muß, durch die lebensfrohe Stimmung, welcher wir im tagalischen Familienkreise selbst während der nassen Jahreszeit begegneten, wo fast beständiger Regen und der sumpfige Zustand der Straßen die Eingeborenen in die geschlossenen engen Räume ihrer schlichten Hütten bannen. In St. Miguel, einem Weiler in unmittelbarer Nähe von Manila, wo sich zahlreiche Landhäuser wohlhabender Fremden und Eingeborenen befinden, hörten wir wiederholt liebliche weiche Frauenstimmen tagalische Lieder singen, welche an Zartheit und Elegie alles übertrafen, was uns bisher von farbigen Völkern auf dem Gebiete der Musik und des Gesanges bekannt geworden war. Wir sind in der Lage im Anhange die höchst charakteristische Melodie eines besonders beliebten Volksgefanges (Condíman) mitzutheilen, in dessen Besiz wir erst nachträglich durch die Güte des Herrn Balthasar Giraudier in Manila gelangten.

Seltjamer Weise verlebten wir in San Miguel nicht bloß die heitersten, sondern auch die traurigsten Augenblicke unseres Aufenthaltes in der Hauptstadt der Philippinen. Dem schönen, eleganten Wohnsitz des gastlichen Bremer Consuls Herrn Steffan gegenüber befindet sich nämlich auf einer Insel das Armenhaus, in dem zugleich Irzsinnige und unheilbare Kranke untergebracht werden. Das Ganze steht, wie die meisten Humanitätsanstalten in Manila, unter der Leitung eines Geistlichen, und zwar eines Mestizen. Arztlicher Beistand scheint gänzlich zu fehlen. Ohne Hülfe und Pflege kauern die armen Geschöpfe, in einem unbeschreibbar verwahrlosten Zustande blöde vor sich hinstarrend, in schmutzigen, dumpfen Gemächern auf steinernem Boden, oder trippeln durch die fahlen Gänge und murmeln unverständliche Worte vor sich hin. Der Padre, an diesen Anblick gewohnt, schien nicht

nur kein Bedenken zu tragen, sondern sich sogar noch ein Vergnügen daraus zu machen, die Fremdlinge durch diese schauerhaften Räume zu führen, wo ihnen jeden Moment ein neues Bild des Sammers entgegentrat. Am meisten fühlten wir uns durch den Anblick einer Frauengestalt bewegt, deren Züge und Aussehen eine bessere, glücklichere Vergangenheit verriethen. Es war ein lautes Geheimniß, daß das erbarmungswürdige Geschöpf, eine Waise, von wenig scrupulösen Verwandten wegen einer leichten Anwandlung von Melancholie ins Irrenhaus geschickt wurde, bloß um desto bequemer sich ihres nicht unbeträchtlichen Erbtheils bemächtigen zu können. So tief und gewaltig war der Eindruck dieser tragischen Erscheinung, daß noch jetzt, wo Jahre der erschütterndsten Ereignisse seit jener Begegnung im Irrenasyle zu Manila vorübergebraust, das unglückliche weibliche Wesen mit den edlen, bleichen Zügen, den großen, schönen, dunklen Augen und dem wallenden, glänzend schwarzen Kopfsaar im nachlässigen, halbzerrissenen Anzuge, unter dem sich schüchtern gar vornehme Formen verbargen, leibhaftig, wie eine verkörperte Erinnerung vor unseren Blicken steht.

Am Tage, ehe wir Manila verließen, fanden wir noch Gelegenheit im Hause eines Weltgeistlichen in der Vorstadt St. Cruz eine lebende Boa Constrictor von 48 Fuß Länge und 7 Zoll Dicke zu sehen. Dieses riesige Reptil befand sich seit 32 Jahren in einem großen hölzernen Verschlag eingesperrt und erfreute sich einer so sorgfältigen Pflege, daß es den guten Padre sogar überlebte und nun von den Erben zum Verkauf ausgeschrieben wurde. Das träge, fast beständig regungslos auf Sand liegende Thier wird nur alle 4 Wochen einmal gefüttert, und soll dann gemeiniglich ein junges lebendes Schwein zu sich nehmen.

Am 24. Juni schifften sich die Novara-Reisenden wieder auf den bereits erwähnten kleinen Dampfer nach Cavite ein, wo am Bord der Fregatte schon alle Vorkehrungen zur Abfahrt getroffen wurden. Fast ein Jeder schied mit ziemlich getäuschten Hoffnungen. Das ungünstige Wetter hatte nicht nur die entfernteren, zu naturwissenschaftlichen Zwecken unternommenen Ausflüge vereitelt, sondern selbst den Wanderungen in der nächsten Umgebung empfindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt; dabei bewahrte die Regierung bis zu unserer Abreise ihre Gleichgültigkeit für die Strebungen der Expedition und der gebildete Theil der spanischen Bevölkerung nahm eben so wenig Notiz davon. Doch müssen wir unter solchen Umständen um

ſo dankbarer jener Wenigen gedenken, welche uns, wie die Herren Steffan, Schmidt, Wegener, Wood, Fonſeca, Giraudier und Creus, mit warmer Theilnahme in den Beſitz manches neuen Materials über die Philippinen und ihre Bewohner ſetzten und mit der angenehmen Ausſicht auf einen dauernden Verkehr ſcheiden ließen.

Am 25. Juni um ein Uhr Morgens lichteten wir den Anker im Hafen von Cavite auf der Fahrt nach dem chineſiſchen Reiche. Die Landbrife, welche regelmäßig jede Nacht eintritt, führte uns raſch aus der Bai von Manila, aber außerhalb derſelben auf offener See trafen wir wider Erwarten ſtatt des ſtetigen Südweſtmonsuns leichte wechſelnde Winde ſo wie Windſtillen, welche unſere Reiſe weſentlich verzögerten. Erſt als wir uns ungefähr in der Mitte des chineſiſchen Meeres befanden, trat der angehoffte Südweſtwind ein und brachte uns nun ſchnell nach dem nächſten Reiſeziel, nach der britiſchen Colonie Hongkong oder Victoria. Bei günſtigem Winde wird die Fahrt von Manila nach Hongkong (eine Entfernung von ungefähr 700 Seemeilen) mit einem Segelſchiffe in 4 bis 5 Tagen zurückgelegt; wir benöthigten unter den herrſchenden Witterungsverhältniſſen doppelt ſo viel Zeit.

Noch bevor wir Land in Sicht bekamen, ſetzte eine chineſiſche Fiſcherbarke einen Piloten in der Geſtalt eines langzöpfigen Sohnes des Reiches der Mitte bei uns ab, welcher das Engliſche in ſchauererregender Weiſe radebrach und mit großer Verwunderung unſere Flagge anſtaunte, die er niemals zuvor geſehen hatte. Später lernten wir, daß der Dialekt des Piloten das gewöhnliche ſogenannte Canton-Engliſch war, wie es alle Chineſen, welche mit Engländern in Verkehr ſtehen, ſprechen und das eigentlich nur in einer häßlichen Verunſtaltung der gebräuchlichſten engliſchen Phraſen beſteht.

Am 4. Juli gegen Mittag tauchte die chineſiſche Küſte auf; noch vor Sonnenuntergang paſſirten wir die Lemmas-Inſlands und befanden uns nun in dem inſelreichen vielbuchtigen Archipel vor den Mündungen des Cantonfluffes, wo ſich die Engländer die Inſel Hongkong mit ihrem vortrefſlichen Hafen ſo geſchickt als den günſtigſten Punkt für eine Niederlaſſung ausgewählt haben. Tauſende von Fiſcherbarken, immer paarweiſe neben einander ſegelnd und die Neze nach ſich ziehend, bedeckten die Waſſerfläche rings umher, eine ganze Flotte von Fiſchern, welche bei günſtiger Gelegenheit auch das Seeräuberhandwerk treiben und in den tiefen Buchten

der zahllosen Inseln sichere Schlupfwinkel besitzen, so daß dieselben bis heute ihre Räubereien an den eigenen Landsleuten sowohl als an fremden wehrlosen Kauffahrern meist ungestraft verüben. Es war zum ersten Male, daß wir chinesische Dschunken (Junks) mit ihrer wunderlichen, eigenthümlichen Takelage in großer Anzahl sahen. An vielen dieser kleinen, aber schwerfälligen Schiffe war ganz vorne an der Wand zu beiden Seiten ein riesiges Auge geschnitten oder gemalt, gleichsam als wollten die Schiffer die Sehkraft ihrer Fahrzeuge vermehren, damit diese um so sicherer den zahlreichen gefährlichen Riffen und Bänken aus dem Wege gehen könnten. Dagegen verhüllen und bedecken zuweilen die abergläubischen chinesischen Seekente dem Fahrzeuge die Augen, damit es ein vorüberschwimmendes Seeungeheuer, einen todten Körper oder ein nahendes, drohendes Gewitter nicht gewahr werde und der Mannschaft und den Passagieren kein Leid widerfahre.¹

Je näher wir der Küste kamen, desto mehr wurden unsere Blicke durch eine Gebirgslandschaft der imposantesten Art gefesselt und zwar imposant nicht durch die Höhe ihrer Berge (denn die höchsten Gipfel erreichten nur 3000 Fuß), sondern durch die Großartigkeit ihrer Formen und Gestaltungen. Hier spitze, nadelförmige Zacken, dort steile Felskegel, an den Zuckerhut bei Rio de Janeiro erinnernd, und dann wieder runde Kuppen und langgestreckte, von wilden Schluchten durchfurchte Rücken, alle fast senkrecht, ohne einen Streifen von Flachland, unmittelbar aus dem Meere aufsteigend. Die Bergmassen sind fast durchaus kahl oder nur mit niederer Gras- und Buschvegetation bewachsen; kein Baum, kein Wald verhüllt die energischen Formen von Fels und Stein, und als die untergehende Sonne ihre dunklen Schlagschatten in die scharfen Contouren der Granitberge warf, da war es, als läge ein Stück der Alpen, ins Meer getaucht bis über die Grenze der Waldvegetation, vor uns, und die Matrosen der Novara schauten doppelt sehnsuchtsvoll nach der Küste, welche sie an ihre Heimat, an Dalmatien erinnerte.

Da wir es nicht wagen konnten, bei dunkler Nacht ohne Mondlicht und ohne Leuchtfeuer (welch letztere auffallender Weise hier noch gänzlich fehlen), durch die engen Canäle uns in den Hafen von Hongkong an der Nordseite der Insel zu winden, so ankerten wir um neun Uhr Abends an

¹ Ein chinesischer Matrose, den man um die Ursache frag, warum seine Dschunke gemalte Augen habe, antwortete im Canton-Englisch: „Suppose no got eye, how can see?“

der Westseite im Lemmas-Canal und fuhren am 5. Juli Morgens bei strahlendem Sonnenlichte in den bezaubernden Hafen von Hongkong ein. Während wir Tages zuvor von der Seeseite aus an den Bergen und Felsen der Küste nur wenige Spuren menschlicher Thätigkeit zu entdecken vermochten und das Land fast unheimlich öde und verlassen schien, lachte uns jetzt, als wir um Green-Island bogen, die amphitheatralisch aufsteigende Stadt Victoria und ihr, mit zahlreichen stattlichen Dreimastern und Dampfern belebter, völlig geschlossener, binnenseeähnlicher Hafen freundlich entgegen. Mehrere ältere Linienschiffe, welche den Engländern zu Spital und Kohlendepots dienen, tauchten im Hintergrunde auf, darunter die stattliche „Royal Charlotte“ mit 120 Kanonen, der erste Dreidecker, welcher die Linie passirte. Um zehn Uhr Morgens fiel der Anker der Ansiedlung gerade gegenüber; und zwischen englischen, amerikanischen, französischen, holländischen und russischen Flaggen wehte nun stolz auch die Flagge Oesterreichs!



Einfahrt in den Hafen von Hongkong.

XII. Von Luzon nach Hongkong.

